B 19007 F

Nummer 166 | Dezember 2010
4. Quartal | 42. Jahrgang

MITTEILUNGEN

DER KARL-MAY-GESELLSCHAFT

KARL MAY
GESELLSCHAFT

Inhaltsverzeichnis

Joachim Biermann	In eigener Sache	1
Rudi Schweikert	Sich einen Namen wählen (6): Winnetou Auch zu Figurenbenennungsstrategien Karl Mays. Mit einem Anhang zu Winnetous Aussehen	2
Joachim Biermann	›Fragen und Antworten‹ Aus den Leserbriefspalten des ›Guten Kameraden‹ (X)	16
Joachim Biermann	Ortry – doch keine Erfindung Karl Mays?	26
Rolf J. G. Stadelmayer	Die Namensvettern der sechs Surveyors Nicht nur Sprachforscher	27
Christoph Blau	Karl May als Prämie Über französische Mayausgaben als Livres de prix	36
Martin Lowsky	Rudolf Virchow, Karl May und der Geist der Wissenschaften	46
Erwin Müller	Die Fundstelle (40)	49
Albrecht Götz von Olenhusen	Nationalsozialistische Literaturpolitik und das Buch- und Verlagswesen der Kriegswirtschaft im Zweiten Weltkrieg – mit Hinweisen auf die ›Frontbuchhandelsausgaben‹ von Werken Karl Mays –	50
Klaus Eggers	Zur Ehrenrettung Carl Albert Looslis	55
Eckehard Koch	Mit Karl May von Amerika über China und Afrika nach Norland Assoziationen zu Karl May 6: Afrika und islamische Welt	56

Unser Titelbild

Das Urbild Winnetous? Der Sioux-Anführer Ha-won-je-tah (One Horn), wie ihn George Catlin in diesem Bild porträtierte und im begleitenden Text beschrieb, ähnelt in erstaunlichem Maße dem Bild, das Karl May von Winnetou entwarf. Das Porträt findet sich in Geo[rge] Catlin: Letters and Notes on the Manners, Customs, and Condition of the North American Indians. Written During Eight Years' Travel (1832–1839) Amongst the Wildest Tribes of Indians in North America. London: Bogue [4]1844, Bd. 1, Nr. 86, ca. S. 210. Vgl. dazu Näheres in der Abhandlung Rudi Schweikerts in diesem Heft.

In eigener Sache

In dieser letzten Ausgabe der ›Mitteilungen‹ des Jahres 2010 haben wir, liebe Leserinnen und Leser, so glaube ich, einige sehr interessante Weihnachtsüberraschungen für Sie vorbereitet.

Lange Zeit gerätselt wurde ja über die Herkunft des Namens ›Winnetou‹, und so manche Theorie wurde darüber aufgestellt, diskutiert, wieder verworfen oder weiterentwickelt, ohne dass es bisher wirklich überzeugende Erklärungen gegeben hätte.

In seinem Beitrag im vorliegenden Heft unternimmt Rudi Schweikert einen neuen Versuch, und ich meine, die Spur, der er hier folgt, ist die bisher vielversprechendste. Möglicherweise ist es ihm tatsächlich gelungen, Winnetous Ursprünge aufzudecken und so einen entscheidenden Einblick in Karl Mays schriftstellerische Werkstatt zu tun.

Aber noch mehr: Schweikert präsentiert auch eine Abbildung, die mit einiger Wahrscheinlichkeit die optische Vorlage war, aufgrund derer Karl May seine berühmte Beschreibung Winnetous anfertigte. Auf jeden Fall zeigt dieses Gemälde George Catlins einen Indianer, der dem vielen May-Lesern vorschwebenden Idealbild des Apachen-Häuptlings recht nahe kommt, im Gegensatz zu etwa demjenigen Indianerporträt, das Thomas Scherer, unser vor Kurzem leider allzu früh verstorbener Autor, in Nr. 161 der ›Mitteilungen‹ vorstellte und als optische Vorlage Mays verwarf.

Auch weitere Neu- bzw. Wiederentdeckungen bietet unser Heft: So scheint es erstmals gelungen zu sein, einen lothringischen Ort Namens ›Ortry‹ ausfindig zu machen, und wer schon immer wissen wollte, wie die Villa Bärenfett des Hobble-Frank ausgesehen hat, kann in den 5. Jahrgang des ›Guten Kameraden‹ schauen, oder aber in unseren Wiederabdruck der Leserbriefspalten dieses Jahrgangs im vorliegenden Heft.

Auch die übrigen Artikel finden, so hoffe ich, Ihre lesende Aufmerksamkeit. Auch für 2011 lade ich Sie herzlich dazu ein, uns weiterhin mit interessanten Beiträgen zu versorgen.

Abschließend möchte ich Sie noch darauf hinweisen, dass sie mich in Zukunft unter einer neuen Anschrift erreichen (Lingen, Birkenallee 44), aber weiterhin unter der bekannten E-Mail-Adresse, Telefon- und Fax-Nummer.

Ich wünsche Ihnen eine gesegnete Weihnachtszeit und ein gutes neuen Jahr,

Ihr

jb

Rudi Schweikert

Sich einen Namen wählen (6): Winnetou

Auch zu Figurenbenennungsstrategien Karl Mays Mit einem Anhang zu Winnetous Aussehen

Es ist eigentümlich, daß einem das am nächsten Liegende so oft am fernsten ist!
(Karl May: *Old Surehand I*)

Zu den Rätseln, die das Werk Karl Mays aufgibt, zählt bekanntlich die Bedeutung des Namens Winnetou, einer bereits 1875 in Mays literarischen Kosmos eingeführten Zentralfigur. Die bisher vorgebrachten Erklärungsversuche waren meist stark spekulativ, verstiegen sich sogar bis in höchste Höhen – Winnetou = Manitou – und blieben letztlich unbefriedigend.[1]

1 „Mr. Athabaska und Mr. Algongka“

In seinem letzten Roman, *Winnetou IV* (1909), lässt May zwei zunächst westlich gekleidete Indianerhäuptlinge auftreten, die in ihren Namen die beiden großen nordamerikanischen indianischen Sprachfamilien, die athapaskische und das Algonkin, repräsentieren: „Mr. Athabaska und Mr. Algongka“.

1 Eine Zusammenstellung der Forschungs- bzw. Vermutungsergebnisse bis zu Beginn der 1990er Jahre bietet Jürgen Pinnow: Neues zu Inn-nu-woh, Winnetou (Großer Geist) und anderen indianischen Eigennamen aus dem Frühwerk Karl Mays (SoKMG 95/1993), S. 4f., 10, 15f. und bes. S. 28, 30f., 33–35; vgl. auch ders.: Nachlese zum Sonderheft der Karl-May-Gesellschaft Nr. 95 – 1993, passim. – Ergänzend dazu sei noch hingewiesen auf Eckehard Koch: „Winnetou war geboren 1840 und wurde erschossen am 2.9.1874.“ Zum historischen Hintergrund der Winnetou-Gestalt. In: Karl Mays ›Winnetou‹. Studien zu einem Mythos. Hg. von Dieter Sudhoff und Hartmut Vollmer. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1989 (suhrkamp taschenbuch materialien 2102), S. 105–147, bes. S. 114–117 (u. a. Hinweis auf das Vorkommen von Winne-, ohne eine Wortbedeutung zu nennen). – Ein jüngster Ansatz findet sich bei Thomas Scherer: Häuptling Schachmatt, Tapfere Büffelkuh – und immer wieder Winnetou. Ein Beitrag zum Thema Namengebung bei Karl May. In: M-KMG 161/2009, S. 44–51 (auf Basis der Silben Wane- und Wa-Me- unter Verneinung der Einbeziehung von Algonkin-Sprachen).

Und man denke sich mein Erstaunen, als ich hörte, daß sie sich in der Sprache meines Winnetou unterhielten und sich die Aufgabe gestellt hatten, das innige Verwandtschaftsverhältnis aller athabaskischen Zungen, zu denen auch das Apatsche gehört, zu ergründen und festzustellen! Für Athabaska war das eine Beschäftigung mit den verschiedenen Abarten seiner Muttersprache, für Algongka aber nicht. Dieser schien vom kanadischen Stamme der Krih zu sein und machte im Laufe der sehr regen Unterhaltung die für mich hochinteressante Bemerkung, daß er mehrere große Wörterverzeichnisse des Nahuatl, also der alten Aztekensprache, besitze, die mit seiner Muttersprache verwandt sei.[2]

Nun spielen bei den zahlreichen indianischen Sprachproben, die May in seine Erzählungen eingestreut hat und die im Wesentlichen Werken von Albert S. Gatschet und George Catlin entnommen sind[3], Algonkin-Sprachen, die hauptsächlich im Osten Kanadas und der USA vertreten waren sowie im Mittleren Westen und auf den Plains, quantitativ keine nennenswerte Rolle. Qualitativ sieht es etwas anders aus: Immerhin benennen Mays Indianer des Far West den Großen Geist mit dem Algonkin-Wort Manitou.[4] Doch obwohl ›Manitou‹ mit ›Winnetou‹ in enge Beziehung gesetzt wurde und obwohl May erwiesenermaßen bei seinen indianischen Namen, Wortkombinationen und Wendungen auf Stimmigkeiten (wie Zugehörigkeit der einzelnen Partikel zu nur einer Sprache oder Übereinstimmung von Stammeszugehörigkeit und Eigenname) aus Mangel an geeigneten Sprachproben in seinen Quellen keinen Wert legte und auch nicht legen konnte, zog offensichtlich bisher niemand den naheliegenden Schluss, in Algonkin-Sprachen, denen beispielsweise auch die Bezeichnung Wigwam entstammt (Abnaki, Ost-Algonkin), nach dem Wort Winnetou zu suchen.

Dies möchte ich hier nachholen.

2 Apanatschka und Winnetou

In *Old Surehand I* begegnen Winnetou und Old Shatterhand unter anderem einem jungen Comanchenhäuptling, Apanatschka, von dem der Ich-Erzähler auf den ersten Blick eingenommen ist und befindet: *ich mußte mir sagen, außer Winnetou noch keinen so interessanten Indianer ge-*

2 Karl May: *Winnetou IV* (GR XXXIII), S. 56.

3 Nachweise bei Werner Poppe: Karl May und die nordamerikanischen Indianersprachen. In: KMJb 1979, S. 96–107, und vor allem Jürgen Pinnow: Indianersprachen bei Karl May. Zwei Abhandlungen (SoKMG 69/1987), der akribisch die von May aus Gatschets Buch – Zwölf Sprachen aus dem Südwesten Nordamerikas (Pueblos- und Apache-Mundarten; Tonto, Tonkawa, Digger, Utah.) Wortverzeichnisse hg., erläutert und mit einer Einleitung über Bau, Begriffsbildung und locale Gruppirung der amerikanischen Sprachen versehen von Albert S. Gatschet. Weimar: Böhlau 1876 – entnommenen oder gebildeten Wörter auflistet und analysiert. – Vgl. auch Hartmut Kühne: *Riggs, Marcy und Wheeler, die drei Surveyors.* Karl May und der Gebrauch des ›Gatschet‹ in *Winnetou I.* In: M-KMG 164/2010, S. 15–29, der bedauerlicherweise Pinnows Arbeit unberücksichtigt lässt.

4 Ausführlich dazu Pinnow: Neues zu Inn-nu-woh, wie Anm. 1, S. 16.

sehen zu haben.[5] Der Name wird im Gegensatz zu dem Winnetous erläutert, und zwar sofort: *seinem Namen nach ein vorzüglicher Krieger* […], *denn das Comantschenwort Apanatschka bezeichnet einen Mann, der in allem gut und tüchtig ist*.[6]

May hatte das Wort, ein Adjektiv, bei Gatschet gefunden („Comanche *apanátchke* gut"[7]) und in seiner Bedeutung erweitert. Der Mann scheint also ganz streng genommen nur ›Gut‹ zu heißen. Und ist ein zweiter Winnetou, wie spätestens die ›Liebeserklärung‹ des Erzählers im 1. Kapitel von *Old Surehand III* klar macht:

> *Dieses Gesicht kannte ich genau, sogar sehr genau; es war ein mir sehr lieb gewordenes.* […] *Diese hohe, breite, volle Gestalt, dieser markige und doch so leichtbewegliche Gliederbau, dieses kaukasisch gemeißelte Gesicht mit der stolzen, selbstbewußten Ruhe in den Zügen, das konnte nur einer sein, den ich lange nicht gesehen, an den ich aber umso öfter gedacht hatte, nämlich Apanatschka, der junge, edle Häuptling der Naiini-Komantschen!*[8]

Wie Winnetou auf dieser Stufe der Werkentwicklung Karl Mays verkörpert auch Apanatschka leibliche und geistig-seelische Vollkommenheit, das griechische Ideal der Kalokagathia mithin.[9]

Ein zweiter Winnetou ist er auch dem Namen nach – denn eine Bedeutung von ›Winnetou‹ lautet ebenfalls ›gut‹.[10]

Belegen lässt sich dies durch Aufzeichnungen der Sprache der Massachusetts (Natick, auch Nipmu[c]k) aus der zweiten Hälfte des 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. So enthalten das Natick-Wörterverzeichnis von Josiah Cotton oder der ›Massachuset Psalter‹ von 1709, eine Übersetzung der Psalmen Davids und des Johannes-Evangeliums, Formen, die ›winnetou‹ sehr nahe stehen. Zu beachten ist dabei, dass Vokaländerungen von /i/ über /o/ zu /u/ keine erheblichen semantischen Konsequenzen mit sich bringen dürften: ›winne‹ steht neben ›wonne‹ und ›wunne‹.[11]

Josiah Cotton gibt für ›good‹ „wunnetoue", „wunnetoo", „wunnetooe" neben „wunne"[12],

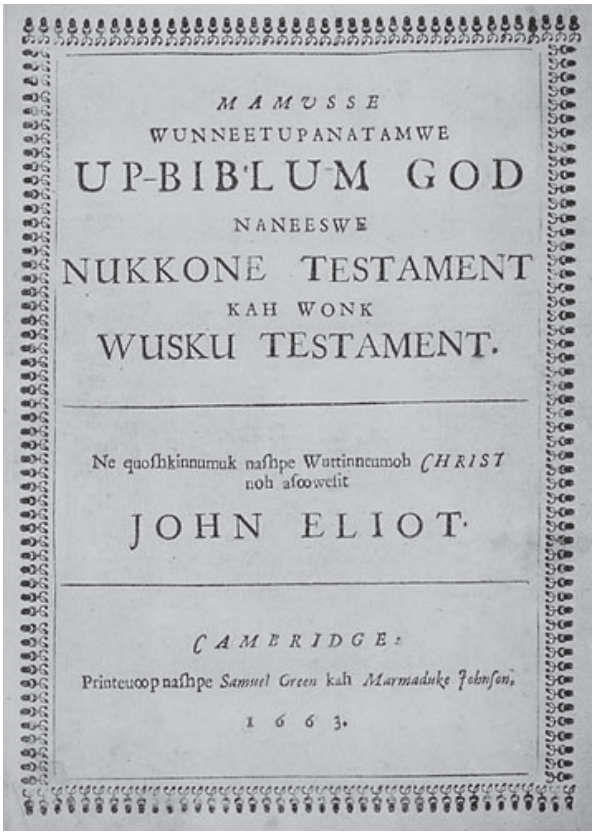
5 Karl May: *Old Surehand I* (GR XIV), S. 539.
6 Ebd.
7 Gatschet: Zwölf Sprachen, wie Anm. 3, S. 125, siehe auch S. 75.
8 Karl May: *Old Surehand III* (GR XIX), S. 52.
9 Darauf hatte bereits 1963 Arno Schmidt hingewiesen: Sitara und der Weg dorthin. Eine Studie über Wesen, Werk & Wirkung KARL MAY's. Zürich: Haffmans 1993 (Bargfelder Ausgabe III.2), S. 107.
10 Weitere Bedeutungen wären ›schön‹, ›angenehm‹, ›freundlich‹, ›rein‹, ›makellos‹.
11 Vgl. N. T. True: Collation of Geographical Names in the Algonkin Language. In: Historical Collections of the Essex Institute 8/1866, Nr. 3, S. 144–149; hier S. 146: „Winne, wonne, wunne, – beautiful".
12 Josiah Cotton: Vocabulary of the Massachusetts (Natick) Indian Language. In: Collections of the Massachusetts Historical Society 2, 3. Serie (1830), S. 147–257; hier beispielsweise S. 170: „Wunnetoue wosketompaog" (good men), „wunne" (good); S. 171: „Uttoh missi, uttoh en wunnetoo" (how great, how good); S. 226: „Ahche wunnetoôê Indian" (a very good Indian), S. 256: „Wunnetooe wosketompaog" (good men). – Für die Bedeutungsbreite von ›winne‹, ›wunne‹ mag stehen S. 162: „Winne metsœœonk" (com-

der „Massachuset Psalter“ in Psalm 25, Vers 8 „wunnetou“[13].

Der älteste Beleg für Wunnetou als Bezeichnung für einen (im umfassenden Sinn) guten Mann steht im berühmtesten Buch in indianischer Sprache, in der Bibelübersetzung des englischen Predigers und Missionars John Eliot (1604–1690), der von nur einer Sprache der Indianer Neuenglands ausging, die Heilige Schrift in die Sprache der Massachusetts und Wampanoags unter Mithilfe zweier Indianer übertrug und transliteriert zu Beginn der sechziger Jahre des 17. Jahrhunderts drucken ließ (Neues Testament 1661, Altes und Neues Testament 1663). Dies war zugleich der erste Bibeldruck in Nordamerika.

Bereits im zweiten Wort des indianischen Bibel-Titels lesen wir für eine semantische Steigerung von ›gut‹, nämlich ›heilig‹: wunneetupanatamwe. Und an zwei Stellen von Eliots Übertragung steht wunnetou für ›guter Mann‹ (Psalm 112,5 und Matt. 12,35).[14]

Dies belegt zugleich, dass Karl May mit seiner Erläuterung zum Namen Apanatschka (Adjektiv als Substan-


MAMUSSE
WUNNEETUPANATAMWE
UP-BIBLUM GOD
NANEESWE
NUKKONE TESTAMENT
KAH WONK
WUSKU TESTAMENT.

Ne quoſhkinnumuk naſhpe Wuttinneumoh CHRIST
noh aſoowelit
JOHN ELIOT.

CAMBRIDGE:
Printeuoop naſhpe Samuel Green kah Marmaduke Johnſon.
1663.

Titelblatt der Bibelübersetzung von John Eliot

fortable food); S. 163: „Winne tahansha“ (a pleasant laughter); S. 167: „Winne“ (approved); S. 169: „Wunne maninissūonk“ (easy disposition), „Wunnetŭe nonsqua“ (a fair girl). – Manitou hier Manittoo, „Manittooe“ (divine; S. 155). – Die öfters geäußerte Meinung, die Schreibung der Endsilbe -tou deute auf Französisch hin, stellt sich damit (Beleg von S. 170) als nachdrücklich zu hinterfragen heraus.

13 [Experience Mayhew (1673–1758):] Massachusee Psalter: asuh, Uk-kuttoohomaongash David | Weche wunnaunchemookaonk | Ne angsukhogup John, | Ut *Indiane* kah *Englishe* Nepatuhquonkash. […] / The Massachuset Psalter: or, Psalms of David | With the Gospel According to John, | In Colums of *Indian* and *English*. […] Boston: Green and Printer 1709, o. p.: „Wunnetou, kah sampwesoo Jehovah“ (good and upright is the Lord).

14 Vgl. James Hammond Trumbull: Natick Dictionary. Washington: Government Printing Office 1903 (= Smithsonian Institution [Bureau of American Ethnology], Bulletin 25), S. 203a und 269b–270a. – Es handelt sich um ein Wörterbuch von Eliots Bibelübersetzung. – Im ›Magazin für die Literatur des Auslandes‹ (Nr. 115 vom 25. 9. 1855, S. 460) lautet die Schreibweise „wunneetu panatamwe“ in zwei Wörtern. – Vom ›Magazin für die Literatur des Auslandes‹ stehen in Mays Nachlassbibliothek die Jahrgänge 1831–1848. Welche er darüber hinaus und gegebenenfalls wann und wie intensiv konsultiert hat, ist nicht bekannt.

tiv genommen mit weiter Wortbedeutung) auf derselben Linie und damit als linguistischer Amateur mit Interesse an indianischen Sprachen prinzipiell richtig lag.

Eliots Bibelübertragung machte in Europa für lange Zeit Schlagzeilen und war auch Mitte des 19. Jahrhunderts in Artikeln und Büchern immer wieder Gegenstand des Interesses, sodass durchaus Chancen bestanden haben, Einzelheiten der Übersetzung auch in deutschen Veröffentlichungen zitiert zu sehen. Doch auf welchem Wege genau Karl May zum Ausdruck ›Winnetou‹ gekommen ist, bleibt weiterhin offen.

Die Bedeutung von ›Winnetou‹ dürfte jedoch geklärt sein.

Und festzuhalten ist: Mit diesen Parallelbildungen (Athabaska – Algongka, Winnetou – Apanatschka) zeigt sich eine untergründige Konsequenz im Schaffen Karl Mays vom Früh- bis zum Spätwerk, die, ob bewusst oder unbewusst angelegt, bemerkenswert ist.

Dass May auf die Frage nach der Bedeutung des Namens Winnetou nicht einfach ›gut‹ oder ›Guter Mann‹ antworten konnte, versteht sich bei der Überhöhe, die die Figur inzwischen für ihn und seine Leser eingenommen hatte, von selbst. Auch das Eingeständnis, dass ein Apache, der Mitte des 19. Jahrhunderts gelebt haben soll, einen Namen trägt, der der Sprache einer zu Zeiten der Pilgerväter im 17. Jahrhundert lebenden, jedoch zwischenzeitlich ausgestorbenen indianischen Nation der amerikanischen Ostküste entstammt, war beim Anspruch lebensweltlicher Authentizität unmöglich. Sich etwa auf eine Bibelübersetzung aus dem 17. Jahrhundert zu berufen, ebenfalls.[15]

Einträge „wunnetu(e)“ und „good“ aus Trumbulls ›Natick Dictionary‹ (vgl. Anm. 14; die Abkürzung „Narr.“ im Eintrag „wunnetue“ steht für „Narragansett“, „R. W.“ für Roger Williams, den Verfasser des Narragansett-Wörterverzeichnisses, „C.“ für Josiah Cotton).

15 Natürlich unter der Voraussetzung, dass May sich in späteren Jahren noch an die schlichte Bedeutung erinnerte – und dass meine Ausführungen das Richtige treffen.

wunnetue, wunnetu, adj. an. good, Ps. 112, 5; beautiful, Gen. 29, 17; 1 Chr. 16, 29 (*wunnetoŏ̂*, good, bonus, C. 226); *wunnetou*, a good man, Ps. 112, 5; Matt. 12, 35. Cf. *wenauwetu*, rich.

[Narr. *wunnêtu*, 'proper and personal', R. W. 60; *wunnêtunita*, my heart is good, ibid.]

good—continued.

words to express goodness, happiness, good fortune, beauty, etc.: *wunnetu*, (he is) good, a goodly man, a handsome, rich, or prosperous man (*wunnetoŏ̂*, good, C.; *wunnêtu*, proper and personal, R. W.).

3 Wun-nes-tou und Inn-nu-woh

Eine Bemerkung noch zur Namensbedeutung des von George Catlin erwähnten alten Schwarzfuß-Häuptlings und Medizinmanns Wun-nes-tou, dessen Rolle als Namensspender für Karl May mit negativem Ergebnis von der Forschung diskutiert wurde.[16] Catlin gibt als englische Übersetzung des Namens „the white buffalo“ (in der deutschen Ausgabe: „der weiße Büffel“).[17] Diese Übersetzung wurde bereits unmittelbar nach Erscheinen von Catlins Buch (1841) 1842 von einem ausgesprochenen Kenner der Materie als unrichtig klassifiziert, nämlich Maximilian Prinz zu Wied, der 1832 bis 1834 dieselben Gegenden wie Catlin bereist hatte.

In Lorenz Okens Zeitschrift ›Isis‹ ging Maximilian Prinz zu Wied im 10. Heft des Jahrgangs 1842 ausführlich auf Catlins Werk ein.[18] Zu den Schreibweisen der Schwarzfuß-Indianernamen befindet er: „Alle *Blackfoot*-Namen, welche der Verfasser angibt, sind unrichtig geschrieben und beynahe nicht zu errathen“[19]. Speziell zu „Wun-nes-tou“ schreibt er: „Dieser Name ist wenigstens unrichtig übersetzt; […] weißer Bison in der *Blackfoot*-Sprache hat eine andere Benennung.“[20] Kritik übte er auch am amerikanischen Usus, die indianischen Namen und Ausdrücke in Einzelsilben mit Bindestrichen dazwischen zu schreiben.[21]

Mays allererste Indianer-Gestalt weist bekanntlich diese gerügte Art der Schreibung auf: Inn-nu-woh, der Sioux, von dessen Na-

16 Vgl. dazu zusammenfassend Pinnow: Neues zu Inn-nu-woh, wie Anm. 1, S. 30–33.

17 Vgl. Geo[rge] Catlin: Letters and Notes on the Manners, Customs, and Condition of the North American Indians. Written During Eight Years' Travel (1832–1839) Amongst the Wildest Tribes of Indians in North America. London: Bogue [4]1844, Bd. 1, S. 30 und 34; G[eorge] Catlin: Die Indianer Nord-Amerikas und die während eines achtjährigen Aufenthalts unter den wildesten ihrer Stämme erlebten Abenteuer und Schicksale. Nach der fünften englischen Ausgabe hg. von Heinrich Berghaus. Brüssel und Leipzig: Muquardt 1848, S. 25.

18 Maximilian, Prinz zu Wied: Einige Bemerkungen über Geo. Catlins Werk: Lett[er]s and notes on the manners, customs and condition of the North-American Indians. In: Isis. Encyclopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie, Heft X/1842, Sp. 726–741.

19 Ebd., Sp. 727.

20 Ebd., Sp. 728. – Die „andere Benennung“ teilt Maximilian Prinz zu Wied nicht mit.

21 Siehe ebd., Sp. 731: „›**Ma-to-tohpah**‹ lies: ›**Mató-Tópe**‹, die vier Bären. Hier erkennt man, daß es nicht gut ist, die indianischen Worte in einzelnen Sylben zu schreiben, wie es die amerikanischen Reisenden gewöhnlich thun, besonders wenn man nicht einmal die Accente hinzufügt.“
An der Schreibweise dieses wie auch anderer Mandan-Namen sowie an der Übernahme von Details aus der Geschichte der Mandans und zum Thema indianischer ›Medizin‹ im *Sohn des Bärenjägers* erkennt man, dass sich May für diese Erzählung auch am Buch von Catlin orientierte. Vgl. Catlin: Die Indianer Nord-Amerikas, wie Anm. 17, z. B. S. 27 (Thema ›Mann ohne Medizin‹), 100f. (Wah-kih, der Schild), 210 (Wakon, Medizin in der Sprache der Sioux; vgl. auch *Winnetou IV* mit der Figur gleichen Namens), 341f. (Aussterben der Mandaner), 345 (Mah sish, Kriegs-Adler), 360 (Wohkadeh, Haut des weißen Büffels).

men er keine Bedeutung mitteilt.[22] Vielleicht handelt es sich nur um eine zufällige Koinzidenz, aber auffällig ist es doch, dass Catlin im englischen Original an den zwei Stellen, an denen er Wun-nes-tou erwähnt, einen Indianer namens In-ne-o-cose nennt (zunächst mit „the buffalo's child", dann als „the iron-horn" übersetzt),[23] den er als nächsten malt. In der gegenüber der englischen leicht gekürzten deutschen Ausgabe von 1848[24] sind diese Stellen nicht enthalten. Sollte May doch einen Auszug aus Catlins Werk in einer deutschen Zeitschrift mit diesen Abschnitten gelesen haben? Die Nähe von Innu-woh und In-ne-o[-cose] kann zu dieser Vermutung verleiten.

Wun-nes-tou jedenfalls hat mit Sicherheit den Sprung von Catlin aus in die fiktionale Literatur geschafft – nicht durch May, sondern durch die 1881 geborene Schriftstellerin Elizabeth Egleston-Hinman, die ihn, ohne an seinem Namen etwas zu verändern, in ihrem Roman ›Naya‹ (1910) zu Beginn als jungen königlichen Schwarzfuß-Krieger agieren lässt und noch weitere von Catlin genannte Personen und Details übernimmt und besser als May Namen aus dem Material zusammensetzt, das Wörterlisten, hier diejenige Catlins, bieten.[25]

4 So heißen, wie und was man ist

Eine Figur nach ihren Eigenschaften, nach ihrer fiktionalen Funktion zu benennen, scheint bei May ein gewisses System zu haben. Winnetou und Apanatschka sind kein Einzelfall. Ein weiteres Beispiel wäre der Name des Old Shatterhand in andauerndem Hass verbundenen Kiowa-Häuptlings Tangua, der in *Winnetou I, Winnetou III* und *Winnetou IV* auftritt. *Der Häuptling dieser Leute* [= der Kiowas] *heißt Tangua*,[26] führt Sam Hawkens diesen mit, so klingt es, seinem Eigennamen in die Handlung ein. Laut Gatschet, Mays Quelle, bedeutet ›tangua‹ in der Sprache der Kiowas genau das, was er ist: Häuptling.[27] Ein Umstand,

22 Vgl. Karl May: *Inn-nu-woh, der Indianerhäuptling.* In: Deutsches Familienblatt, 1. Jg. 1875; bei der Neufassung *Winnetou. Eine Reiseerinnerung* 1878 im 17. Jahrgang der Zeitschrift ›Omnibus. Illustrirtes Wochenblatt‹ erfolgte der Namensaustausch Winnetou für Inn-nu-woh.

23 Catlin: Letters and Notes, wie Anm. 17, S. 30 und 34.

24 Catlin schrieb in Briefform. Die durchnummerierten Kapitel der deutschen Ausgabe waren ursprünglich durchnummerierte „Letters". Alle Spuren, die im Text auf die Briefform hindeuten, wurden im Deutschen getilgt.
Unter den 24 Abbildungen, die diese deutsche Ausgabe enthält, befindet sich keine von In-ne-o-cose.

25 Elizabeth Egleston-Hinman: Naya. A Story of the Bighorn Country. Chicago, New York, London: Rand McNally 1910. – Aus den Schwarzfuß-Wörtern für Stern und Fluss bildet sie den Namen der Titelheldin: Ca-cha-tose-Nayatohta („Stars-on-the-River"; ebd., S. 10, genommen aus Catlins Anhang B).

26 Karl May: *Winnetou I* (HKA IV.12), S. 159.

27 Vgl. Gatschet: Zwölf Sprachen, wie Anm. 7, S. 52: „Häuptling, Kiowa *tangúa*", wiederholt auf S. 126. – Hinweis auf die Wortbedeutung von Tangua bei Poppe: Karl May und die nordamerikanischen Indianersprachen, wie Anm. 3, S. 102. – In diesem Fall reichte May die Namensbedeutung nach: *Er hieß Tangua, ein Wort,*

der, nebenbei bemerkt, meine andernorts geäußerte Auffassung des Namens Halef stützt (fiktionale Funktion der Figur: Bundesgenosse – halif – Kara Ben Nemsis).[28]

5 Gut und schön

Karl May scheint außerdem eine gewisse Vorliebe für ›gut‹ (und ›schön‹) bei der Bildung von Eigennamen für seine im Wilden Westen spielenden Geschichten gehabt zu haben. Was bei Apanatschka offensichtlich, bei Winnetou verborgen sich abspielte[29], wiederholte sich mehrfach. Meist benutzte er dazu die bei Gatschet vorgefundenen Apache- und Navajo-Wörter ’nshõ, yato, und intshú.

Der ›Gute Mann‹ Winnetou, der in der *Old Firehand*-Erzählung von 1875 als blutrünstiger atavistischer Wilder geschildert wird, wandelt sich ja bekanntlich zum tatsächlich Guten-Gütigen und Schönen.[30] Auf dem Weg dorthin begegnen wir weiteren ›Guten Männern‹, so dem alten, gütigen Apachen-Häuptling Inda-nischo in *Der Scout* (1888/89), der ebenfalls in die Riege derjenigen gehört, die so heißen, wie sie sind: *Inda-nischo, der ›gute Mann‹, welcher diesen Namen mit Recht trägt! Der älteste und klügste, friedliebendste Häuptling der Apachen!*[31]

Eine falsche Schlange ist dagegen Ik Senanda, die Böse Schlange, der Comanchen-Mestize, der sich als Apache namens Yato Inda, Guter Mann, ausgibt (*Der schwarze Mustang*, 1896/97).

Winnetous Vater, Intschu tschuna, die Gute Sonne, trägt seinen Aspekt des ›Guten Mannes‹ ebenso im Namen wie der riesenhafte Diener Intschu-inta, Gutes Auge, aus *Winnetou IV*. (Eine Namensvariante dazu bildet der Indianeragent in *Old Surehand II*, der von den Apachen ebenfalls Gutes Auge genannt wird, Yato-inta.)

Yato und ’nshõ legte May außer der durch das Wörterverzeichnis gesicherten Bedeutung ›gut‹ weitere bei. So setzte er yato für ›lieb‹[32] und, aus Verlegenheit, ›schnell‹ (Yato-Ka, Schneller Fuß in *Winnetou III*) ein, ’nshõ für ›schön‹ (Nscho-tschi). Die semantische Richtung ist dabei die gleiche, wie es sich tatsächlich im

welches wörtlich Häuptling bedeutet. (May: *Winnetou I*, wie Anm. 26, S. 176f., mit Dank an Klaus Eggers, Köln, für den Hinweis.)

28 Vgl. Rudi Schweikert: Halef – der heißt, was er ist. In: Ders.: „Ihr kennt meinen Namen, Sir?“ Studien zur Namengebung bei Karl May (SoKMG 134/2006), S. 91f.

29 Auch dann noch, wenn May bei der in *Winnetou I* geschilderten ersten Begegnung seines Ich-Erzählers mit Winnetou schreibt: *Ich fühlte, daß er ein guter Mensch sei* (wie Anm. 26, S. 101).

30 ›Winnetou‹ und das Apache-Wort für gut, ’nshõ, verbindet May einmal, als Old Shatterhand und Winnetou sich wiederbegegnen; siehe *Die Felsenburg.* In: Deutscher Hausschatz 20. Jg. (1893/94), S. 312 (Reprint KMG 1980, S. 79): *»Winnetou, Winnetou, n’scho, n’scho – Winnetou, Winnetou, wie gut, wie gut!« antwortete ich, indem ich mein Pferd ihm entgegentrieb. Er kam gleich einem Halbgotte dahergesaust.*

31 Karl May: *Winnetou II* (HKA IV.13), S. 208.

32 Vgl. May: *Winnetou IV*, wie Anm. 2, S. 120: *»Yato, yato! Tatischah, tatischah – – sei lieb; sei gut! Lauf, lauf!«*

Fall von ›winne‹ verhält (gut und schön, lieb, angenehm).

In seinen „Anmerkungen zu den Worttabellen“ verweist Gatschet unter dem Stichwort ›gut‹ auf „*atchta* im Wichita“[33], was die Herkunft des Namens Aschta klären dürfte (›Güte‹; Aschta die ältere und Aschta die jüngere, die so sind, wie sie heißen, aus *Winnetou IV*).[34]

Sieht man diese Figurenreihe, erkennt man die erzählerische Strategie dahinter.

6 Wunnissoo, Winnesook, Winnema

Bleiben wir noch kurz bei indianischen Namen, die mit ›Winne-‹ oder ›Wunne-‹, mit ›Schön-‹ oder ›Gut-‹ beginnen. Außer Wunnes-tou sind noch weitere in die englischsprachige Literatur eingegangen.

Aus dem Wörterverzeichnis des Mohegan von Jonathan Edwards (1745–1801) ist „wnissoo“ mit der Bedeutung ›er ist schön‹ überliefert (auch hierzulande durch Adelung-Vaters Sprachenkunde ›Mithridates‹).[35]

›Wunnissoo or the Vale of Hoosatunnuk‹ lautet der Titel einer Dichtung in vier Cantos, geschrieben in Stanzen und erschienen 1856. Verfasser war der gelehrte Reverend William Allen (1784–1868), Herausgeber des ersten US-amerikanischen biografischen Lexikons (1809). Wunnissoo ist hier freilich kein männlicher Name, sondern derjenige der Heldin des religiösen, sentimental-romantischen Poems. In der Sprache der Hoosatunnuk, ebenfalls an der nordamerikanischen Ostküste beheimatet, bedeute der Name ›sie ist schön‹, teilt Allen in seinen Anmerkungen mit.[36] Fügte May den Winnetous in *Winnetou IV* weibliche Winnetahs hinzu, bleibt es bei Allen also beim ›beidseitigen‹ Gebrauch von Wunnissoo.

Nicht Wunnissoo, sondern Winnesook ist der Name einer männlichen Legenden-Gestalt aus den Catskill Mountains im Staat New York. Von ihr erzählen verschiedene Autoren. Winnesook, ein Berggeist im Körper eines riesenhaft gebauten Indianers vom Stamm der Neversink, verliebt

33 Gatschet: Zwölf Sprachen, wie Anm. 7, S. 125.

34 Vgl. May: *Winnetou IV*, wie Anm. 2, S. 143f.: *später aber erfuhr ich* [= Max Pappermann], *daß Aschta ein wirkliches Indianerwort ist und so viel wie ›Güte‹ bedeutet. Also, sie hieß ›die Güte‹, und das war sie auch. Ich habe sie niemals anders als still, fromm, wohltätig, rein und gütig gesehen.*

35 Siehe Jonathan Edwards: Observations of the Language of the Muhhekaneew Indians […]. In: Ders.: Works, Bd. 1. S. 469–480, hier: S. 475. (Erstausgabe New Haven: Meigs 1788, mehrfach nachgedruckt und oft eng paraphrasiert.) – Johann Christoph Adelung, fortgesetzt von Johann Severin Vater: Mithridates oder allgemeine Sprachenkunde mit dem Vater Unser als Sprachprobe in bey nahe fünf hundert Sprachen und Mundarten. 3. Theil, 3. Abth. Berlin: Voss 1816, S. 395.

36 William Allen: Wunnissoo, or the Vale of Hoosatunnuk. A Poem, with Notes. Boston: Jewett 1856, S. 167: „WUNNISSOO, the name of the leading character in this poem, means in the Hoosatunnuk language, ‚She is beautiful‘ […].“

sich in eine verheiratete weiße Frau und entführt sie. Sie liebt ihn ebenfalls, hat Kinder mit ihm, doch ihr weißer Ehemann tötet Winnesook. Sie aber bleibt bei den Indianern. William Lounsbery (1831–1905) hat dies 1874 in die Form einer Kurzgeschichte gebracht.[37] Länger fabulierte der Journalist James Luby (1856–1925) um den Legenden-Kern in seinem Buch ›The Black Gross Glove‹, das 1910 erschien.[38]

Wie William Allen zählt auch Joaquin Miller (Cincinnatus Hiner Miller, 1837–1913) zu den Vertretern des US-amerikanischen Byronismus, ja mehr noch: Er wurde als ›amerikanischer Byron‹ gefeiert und als ›The Poet of the Sierras‹, hauptsächlich aufgrund seiner Sammlung von Verserzählungen ›Songs of the Sierras‹ (1871). Er besang darin – in ›The Tale of the Tall Alcalde‹ – eine Indianerin mit Namen Winnema (Wortherkunft unklar): „A face like hers is never seen / This side the gates of Paradise, / Save in some Indian-Summer scene, / And then none ever sees it twice – / Is seen but once, and seen no more […].“[39]

Mit Winnema und Miller sind wir endlich im Far West angelangt, in Oregon, wo Miller lange lebte, auch unter Indianern, den Modocs im Gebiet um den Mount Shasta (der bei May einmal in *Deadly dust* bzw. *Winnetou III* erwähnt wird). Der Guerilla-Krieg der Modocs gegen die Armee (1872/73) machte selbst in Europa Schlagzeilen.[40] Zwischen 60 und 90 Indianer hielten gegen 3000 Soldaten monatelang stand. Bei Verhandlungen spielte eine indianische Dolmetscherin eine besondere Rolle, die mit einem Weißen verheiratet war, verschiedene Namen trug (Nonooktowa, Das seltsame Kind, Tob(e)y, als Frau von Frank Riddle) und als Wi-ne-ma (Winema, Wi-ne-mah) in die Geschichte einging, vor allem dank zweier Bücher von A. B. Meacham, dem zivilen Leiter der Modoc-Friedenskommission, dem sie bei einem Gemetzel während der Friedensverhandlungen das Leben gerettet hatte.[41]

37 William Lounsbery: Winnesook, the Big Indian. In: Ders.: Three Score and Eleven […]. Kingston, N. Y. 1904, S. 132–137.

38 James Luby: The Black Gross Glove. New York: Huebsch 1910, 368 Seiten.

39 A. V. D. Honeyman (Hg.): The Danites: and other Choice Selections from the Writings of Joaquin Miller […]. New York: American News Company 1878, S. 24 (Ausschnitte aus ›The Tale of the Tall Alcalde‹).

40 Siehe z. B. die anonymen Artikel ›Der Vernichtungskrieg gegen die Modoc-Indianer‹ (in: Die Grenzboten 32. Jg. (1873), 1. Semester, Teil 2, S. 226–229) oder ›Ein Wort für die Modoks‹ (in: Globus Bd. 24 (1873), S. 319f.). Vgl. außerdem die mit T. P. gezeichnete Miszelle (›Bilder aus dem modernen Culturleben‹) in: Stimmen aus Maria-Laach. Katholische Monatschrift, 5. Bd. (1873), S. 301–304, die gegen die Heuchelei der Yankees und für die Apatschen und Modocs Stellung nimmt. Ausführlich zum Thema äußerte sich beispielsweise der deutsch-amerikanische Schriftsteller Theodor Kirchhoff (1828–1899), der bereits 1873 über den Modoc-Krieg berichtet hatte, in seinen ›Californischen Kulturbildern‹ (Cassel: Theodor Fischer 1886, S. 288–301).

41 A. B. Meacham: Wigwam and War-Path; or The Royal Chief in Chains. Boston: Dale 1875 und ders.: Wi-ne-mah (The Woman Chief) and her People. Hartford, Conn.: American Publishing Company 1876. – Auch

Anhang: Winnetous Aussehen

Erfuhren die Leser in *Old Firehand* vom Aussehen Winnetous nichts Spezifisches, änderte sich dies bereits nach zwei Jahren in *Auf der See gefangen*. Hier sind wichtige Elemente von Winnetous Signalement beisammen, die bei seinem Auftauchen in der jeweiligen Handlung der späteren Texte zu denjenigen gehören, die meist wortwörtlich wiederholt werden.

Sein Gewand war sauber und sichtlich gut gehalten, eine außerordentliche Seltenheit von einem Angehörigen seiner Rasse. Sowohl der Jagdrock als die Leggins waren von weichgegerbtem Büffelkalbleder, in dessen Bereitung die Indianerfrauen Meisterinnen sind, höchst sorgfältig gearbeitet und an den Nähten zierlich ausgefranst; die Mocassins waren aus Elennhaut und nicht in fester Fußform, sondern in Bindestücken gefertigt, was dieser Art von Fußbekleidung neben erhöhter Dauerhaftigkeit auch eine größere Bequemlichkeit verleiht. Die Kopfbedeckung fehlte; an ihrer Stelle war das reiche, dunkle Haar in einen Knoten geschlungen, welcher turbanartig auf dem stolz erhobenen Haupte thronte.[42]

Nicht wie ein Apache ist er gekleidet, sondern wie ein nördlicher lebender Indianer.[43] Die effektvoll an den Schluss der Beschreibung seines Äußeren gestellte Schilderung seiner außergewöhnlichen Frisur hatte May mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit bei Catlin gefunden, der das Oberhaupt von über zwanzig Horden der Sioux namens Ha-wan-dschi-tah (das eine Horn; im englischen Original: Ha-won-je-tah, the one horn) folgendermaßen vorstellt:

„Sein Anzug von Elen-Haut war sehr schön und mit vielen Stachelschwein-

Joaquin Miller schrieb über seine Zeit bei den Modocs (Life amongst the Modocs: Unwritten History. London: Bentley 1873).
Auf weitere historische Personen, die Winne- in ihrem Namen tragen, wies Koch hin: „Winnetou war geboren 1840 und wurde erschossen am 2.9.1874“, wie Anm. 1, S. 114–117 (Winnemac, Winnemucca).

42 Karl May: *Auf der See gefangen. Criminalroman*. In: Frohe Stunden 2. Jg. 1877/78, zitiert nach: Frohe Stunden; Reprint KMG 2000, S. 165. – Das *turbanartig* hält sich nicht bei den Winnetou-Beschreibungen und wird durch *helmartig* ersetzt. Das Wort *turbanartig* taucht bei May zum ersten Mal bezeichnenderweise in *Old Firehand* auf, nicht um Winnetous Frisur zu schildern, sondern diejenige von jemand anderem, nämlich der großen Liebe des Ich-Erzählers, Ellen, die er in der betreffenden Szene, vordergründig aufgrund der Kleidung, zunächst als Mann wahrnimmt. (Siehe May: *Old Firehand*. In: Deutsches Familienblatt, 1. Jg. 1875/76, zitiert nach: Old Firehand (Seltene Originaltexte Bd. 3, Reprint KMG 2003), S. 69f.) – Zum Thema Cross-Dressing und Gender Crossing bei May vgl. vorläufig Rudi Schweikert: „Maskulinum oder Femininum“? Die kleinen Helden und ihr ‚weiblicher Aspekt‘. Zu Karl Mays Figurenzeichnung ‚komischer Abnormer‘: Von Männern und Masken. Ein Überblick. In: Rollenspiele – Karl May in Linz. Hg. von Markus Kreuzwieser. Linz: Adalbert-Stifter-Institut des Landes Oberösterreich 2001 (Literatur im Stifterhaus 14), S. 53–64, und ders.: Clairon und ihre Masken. Ein nicht nur literarisches Spiel um Cross-Dressing und Geschlechtsrollentausch bei Karl May. In: ebd., S. 65–77.)

43 Lediglich in der Erzählung *Im »wilden Westen« Nordamerika's* (1883) änderte May Winnetous Aussehen in das eines südlicher lebenden Indianers. Hier sieht er aus wie der Indianer Falkenauge aus Gabriel Ferrys ›Der Waldläufer‹ (›Le Coureur des Bois‹, 1850), den May 1879 bearbeitet hatte.

Stacheln und Skalp-Locken verziert; sein sehr langes und starkes Haar war in zwei Theile getheilt, auf dem Scheitel gekreuzt und mit einem einfachen Bande gebunden, so daß er [recte: es] das Ansehen eines Turbans hatte."[44]

Unter den vielen von Catlin porträtierten Indianern befindet sich kein anderer mit einer solchen Frisur. Und unter den vielen von ihm beschriebenen Indianern sind es ausgerechnet Aussagen, die ihm, Ha-won-je-tah, gelten (und es sind insgesamt nur ganz wenige), welche May für seine Winnetou-Figur verwendete. Denn auch die Bemerkung des Winnetou in *Old Firehand* zu seinem Gefährten, er, der Gefährte, *zählte die Scalps an den Wänden meines Wigwams*[45], hat ihre Entsprechung bei Catlin, und zwar im dem obigen Zitat folgenden Absatz, wo es über Ha-wan-dschi-tah heißt: „und sein Wigwam enthielt eine Menge Skalpe"[46]. Dies ist immerhin ein weiteres, wenn auch nur kleines Indiz dafür, dass May Catlins Buch doch früher zur Kenntnis genommen hat als bisher angenommen.[47]

Catlin rühmte Ha-won-je-tah in den höchsten Tönen, was letzteren weiter in Winnetous Nähe rückt:

„Es war dies ein Mann von mittlerem Alter[48] und mittlerer Größe, mit edlen Gesichtszügen und einer wahren Apollo-Gestalt. Seine außerordentlichen Verdienste haben ihn schnell bis zu der höchsten Würde in dem Stamme erhoben. […] Er behandelte mich mit großer Güte und Aufmerksamkeit, denn er fand sich sehr dadurch geschmeichelt, daß ich ihn zuerst von allen seinen Stamm-Genossen malte. [Es folgt die oben wiedergegebene Beschreibung seines Äußeren.]

Ehe er zum Haüptling [sic!] erwählt wurde, war es [recte: er] wegen seiner körperlichen Gewandtheit berühmt. Auf der Jagd war er stets der Vorderste, holte den Büffel im Laufen ein und schoß ihm den Pfeil durchs Herz; er war der schnellste Laüfer im ganzen Stamme und gewann bei jedem Wettlauf den Preis. Es war sprichwörtlich in seinem Stamme, daß Ha-wan-dschi-tah's Pfeil niemals fehle, und sein Wigwam enthielt eine Menge Skalpe, die er seinen Feinden im Kampfe geraubt hatte."[49]

Die Evokation klassischer männlicher Schönheit – May über Winnetou: *Der Ausdruck seines ernsten, männlich-schönen Gesichtes war fast römisch zu nennen*[50]

44 Catlin: Die Indianer Nord-Amerikas, wie Anm. 17, S. 149. – Auch von Winnetous Anzug wird später gesagt, er sei aus Elen- (Elk-)Haut gemacht: *Er trug, wie auch ich stets, wenn ich mich im Westen befand, einen aus Elkleder gefertigten Jagdanzug von indianischem Schnitt, an den Füßen leichte Mokassins, welche mit Stachelschweinsborsten und seltengeformten Nuggets geschmückt waren.* (Karl May: *Weihnacht!* [HKA IV.21], S. 237) Dass Winnetou im Wilden Westen wie eine feine Dame goldgeschmückte Schuhe trägt, kann einem schon dieselben ausziehen …

45 Karl May: *Old Firehand*, wie Anm. 42, S. 57.

46 Catlin: Die Indianer Nord-Amerikas, wie Anm. 17, S. 149.

47 Siehe zum Beispiel die Nachbemerkung Roland Schmids zu Poppe: Karl May und die nordamerikanischen Indianersprachen, wie Anm. 3, S. 108, mit der Aussage, dass May das Buch von Catlin 1875 noch nicht kannte, oder Werner Poppe: „Winnetou". Ein Name und seine Quellen. In: JbKMG 1972/73, S. 248–253 mit der Aussage, dass May 1875 das Buch von Catlin noch nicht benutzt hat (S. 252).

48 Wie der frühe Winnetou.

49 Catlin: Die Indianer Nord-Amerikas, wie Anm. 17, S. 148f.

50 Karl May: *Der Sohn des Bärenjägers*

Ha-won-je-tah, gemalt von George Catlin; in der deutschen Ausgabe von 1848, die May besaß, befindet sich dieses Porträt nicht.

– stimmt ebenso überein wie die Aspekte der Milde, der vollkommenen körperlichen Fertigkeit und der raschen Karriere unter Seinesgleichen. Pointiert gesagt: Ha-won-je-tahs Charisma gleicht demjenigen Winnetous.

Für Catlin waren die Sioux die wohl schönsten Indianer, und das mag weiter dazu beigetragen haben, dass May hier aufgemerkt hat und den Mann mit der ›weiblichen‹ Frisur aus dem riesigen Reigen von Catlins Indianern auserkor:

„Es giebt vielleicht keinen schöneren Menschenschlag auf dem Kontinent, als die Sioux, und wenige Stämme, die besser und bequemer gekleidet und reichlicher mit allen Lebensbedürfnissen versehen sind; auch an Kühnheit bei der Büffel-Jagd und an Geschicklichkeit in der Zähmung und Abrichtung der wilden Pferde dürften sie wohl nicht leicht übertroffen werden.“[51]

Fassen wir zusammen: Auch die Figur Winnetou ist wie ein Großteil von Mays Texten gebaut – patchworkartig aus literarischen Fremd- und Eigenanteilen komponiert, Flick an Flick und Fleck auf Fleck wie Sam Hawkens' Jagdrock. Der Name übernommen aus der Sprache ausgestorbener Ostküsten-Indianer, Teile seines Aussehens von einem Sioux, und einige weitere ›Flicken‹ sind ja schon länger bekannt, das weit über den Rücken herabfallende schwarze Haar (in *Old Surehand* und *Weihnacht!*) von Mayne Reids Maricopa-Häuptling El Sol etwa, der auch seine Silberbüchse ›weiterreichte‹. Selbst ein Formulierungsfetzen wie der von den fast römisch zu nennenden Gesichtszügen ist ›aufgenäht‹ (aus der Beschreibung des Pawnee-Häuptlings Hard-Heart in Coopers ›The Prairie‹): „The outlines of his lineaments were strikingly noble, and nearly approaching to Roman“[52].

(HKA III.1), S. 89. Identisch in *Der schwarze Mustang*, *Old Surehand I* und in *Weihnacht!*. – Siehe auch die in Anm. 30 zitierte Bezeichnung *Halbgott* für Winnetou.

51 Catlin: Die Indianer Nord-Amerikas, wie Anm. 17, S. 148.

52 James Fenimore Cooper: The Prairie; a Tale. New York: Stringer & Townsend 1854, S. 231 (18. Kapitel). – Den Rest von Coopers Satz bildete May stärker um zur Bemerkung über Winnetous ›asiatisches‹ Gesichtsmerkmal der kaum merklich vorstehenden Backenknochen: „[...] though the secondary features of his face were slightly marked with the well known traces of his Asiatic origin.“
Mayne Reids Beschreibung von El Sol im 20. Kapitel von ›The Scalp-

Pointiert gesagt verbürgen die in der Figur Winnetou enthaltenen intertextuellen Elemente, dass es sich bei ihr um eine aus vorgefundener Literatur gefertigte Gestaltung des Indianers schlechthin handelt. In Winnetou, seinem Namen und seinem Aussehen fließen Zeit und Raum in eins, ist die Zeitspanne von drei Jahrhunderten, die Zeit des indianischen Untergangs durch die Europäer, und der nordamerikanische Raum vom Nordosten bis zum Südwesten handwerklich-poietisch durch kleine unmarkierte Zitate verschiedener Art evoziert.

Karl Mays briefliche Aussage von 1892 gegenüber seinem Verleger Friedrich Ernst Fehsenfeld, in den projektierten drei Winnetou-Bänden wolle er *eine große, verkannte, hingemordete, untergehende Nation als Einzelperson Winnetou* schildern[53], zielt also auf etwas, das er mit seiner Technik des Textbaus stillschweigend weitaus früher bereits erreicht hatte.

Hunters‹ nimmt zwar gleiche Versatzstücke auf, steht Mays Winnetou-Beschreibung aber weniger nah: „He was proportioned like an Apollo […]. His features were of the Roman type […].“ (Captain Mayne Reid: The Scalp-Hunters: A Romance of Northern Mexico. London, Glasgow: Collins' Clear Type Press o. J., S. 101.)

53 Karl May: Briefwechsel mit Friedrich Ernst Fehsenfeld, 1. Bd. Bamberg, Radebeul: Karl-May-Verlag 2007 (Gesammelte Werke und Briefe 91), S. 93 (Brief vom 16.10.1892).

Hih-lah-dih

Catlin erwähnt auf S. 149 von ›Die Indianer Nord-Amerikas‹ (wie Anm. 17) die Puncah- (Ponca-)Frau Hih-lah-dih (die reine Quelle; im englischen Original: Hee-la'h-dee), die er auch malte und die bei May als Racurroh-Comanchin in *Deadly dust* als Tochter To-kei-chuns wieder aufersteht. Den Weg in Mays Text fand sie allerdings nicht direkt, sondern über einen Umweg, nämlich Mays sehr ausführlich ausgeschlachtete Quelle für *Deadly dust*, W. F. A. Zimmermanns ›Californien und das Goldfieber‹ (1863), worüber demnächst Näheres.

Einer genaueren Untersuchung wert wäre übrigens die Verbreitung der durch Catlin überlieferten Indianernamen in der Unterhaltungsliteratur des 19. Jahrhunderts. Hih-lah-dih beispielsweise machte literarische Karriere bei Johannes Scherr in dessen vierbändigem „historischen Roman“ ›Die Pilger der Wildniß‹ (1853), begleitet von diversen anderen aus Catlins Buch, die Scherr aus dem Far West an die amerikanische Ostküste transportierte, mit Gestalten James Fenimore Coopers (›Conanchet oder Die Beweinte von Wish-Ton-Wish‹, 1829) zusammenwürfelte und ins 17. Jahrhundert versetzte. Scherrs Roman wiederum wurde in die englischsprachige Welt transferiert durch Sir Lascelles Wraxall, der ihn stark gekürzt unter eigenem Namen als ›Golden-hair: A Tale of the Pilgrim Fathers‹ (1865) erscheinen ließ.

Nebenbei: Scherrs ›Pilger der Wildniß‹ dürfte für Mays *Auf der See gefangen* Anregungsmaterial geliefert haben.

Rudi Schweikert

Joachim Biermann

›Fragen und Antworten‹

Aus den Leserbriefspalten des ›Guten Kameraden‹ (X)

Im 5. Jahrgang des ›Guten Kameraden‹ veröffentlichte Karl May seine vielleicht erfolgreichste Erzählung, *Der Schatz im Silbersee*. Es handelt sich zugleich um den letzten Jahrgang, in dem Mays Beziehung zur Union Deutschen Verlagsgesellschaft und insbesondere zum Verleger Wilhelm Spemann ungetrübt erscheint.

In den Nummern 3–5 erschien mit *Der Schlangenmensch* letztmals einer jener Kurztexte, die May um die skurrile Gestalt des Hobble-Frank herum erfand. Mit *Eine Seehundsjagd* in Nr. 20–22 und *Die beiden Kulledschi* in Nr. 50 brachte dieser 5. Jahrgang dann zum letzten Mal zwei von May zu ihm vorgelegten Illustrationen verfasste Texte. In den folgenden Jahrgängen finden wir dann jeweils nur noch eine längere Erzählung Mays, die er zudem auch nicht mehr jedes Jahr verlässlich lieferte.

Ob es nur Mays Verstimmung über die Zahlungsmoral des Union-Verlags war, die ab 1892 für die Verschlechterung und das schließliche Ende der Beziehung zwischen May und dem Verlag des ›Guten Kameraden‹ verantwortlich zu machen ist, oder ob sich auch die seit dem Vertragsabschluss mit Friedrich Ernst Fehsenfeld vom 17. November 1891 über die Veröffentlichung der *Gesammelten Reiseromane* geänderte Interessenausrichtung des Autors darin widerspiegelt, lässt sich letztlich nicht mehr eindeutig bestimmen.

Auf jeden Fall war das Interesse der Leserschaft des ›Guten Kameraden‹ an Mays Erzählungen und den von ihm kreierten Gestalten unverändert groß, wie die Leserreaktionen belegen. Wir veröffentlichen sie hier großenteils zum erstenmal seit ihrem damaligen Erscheinen, da die Kamerad-Reprints der KMG sie seinerzeit nur in wenigen Auszügen bringen konnten, weil *Der Schatz im Silbersee* aus einem Exemplar der gebundenen Ausgabe des Guten Kameraden, in der bekanntlich die Leserbriefseiten fehlten, reprintet wurde und auch für die Nachträge im Anhang des Reprints des *Schwarzen Mustang* keine Zeitschriftenfassung des 5. Jahrgangs vorlag. Wie zuvor erfolgt die Wiedergabe im Wesentlichen nach einem Exemplar, das uns dankenswerterweise auf dem Bestand der Universitäts- und Landesbibliothek Darmstadt zur Verfügung stand.

›Der Gute Kamerad‹, 5. Jahrgang 1890/91 (I), Rubrik ›Fragen und Antworten‹

Carl Ed. Eeg. Wir finden es sehr hübsch von Dir, daß Du unsren afrikanischen Pfadfindern ein solches Denkmal setzest. Sie haben's wohl verdient.

Carl Eeg
Bremen

Namentlich der „Vater der elf Haare" wird sich sehr geehrt fühlen und damit dem „Vater des Gelächters" gelegentlich zu imponieren suchen. Mag nett werden! Salem aleikum.

Nr. 2, S. 28a
Der junge Zeichner einiger der Hauptgestalten der im 4. Jahrgang abgeschlossenen Erzählung *Die Sklavenkarawane* orientierte sich offensichtlich an einem ähnlichen Medaillon, mit dem ein anderer junger Kamerad in Nr. 52 des 3. Jahrgangs die dort zum Ende geführte Erzählung *Kongkheeou, das Ehrenwort* und ihre Helden gewürdig hatte.

Karl Schmitzhausen in **Wels.** Deine Erkundigungen nach dem Hobbel-Frank wird Dir die Erzählung „Der Schatz im Silbersee" beantworten. Geduld, er kommt, er kommt! — Ein Verzeichnis der Indianerstämme und die Karten wird Dir Herr Dr. May direkt senden.

Nr. 2, S. 28a
Der aus den vorausgehenden Jahrgängen bereits wohlbekannte eifrige Leserbriefschreiber Karl Schmitzhausen stand also, wie auch spätere Redaktionsnotizen belegen, mit Karl May in brieflichem Kontakt.

Neuer Abonnent in **Görlitz, Schlesien.** Dr. Karl May ist jetzt daheim und wohnt in Kötzschenbroda bei Dresden. Er ist derselbe, von dem Du schon gelesen hast. Bisher brachten wir in jedem Jahrgange des „G. K." von ihm eine Erzählung. In Separatform erscheinen soeben zwei dieser Erzählungen unter dem Titel: „Die Helden des Westens".

Nr. 2, S. 28b
Die Helden des Westens brachte die May-Erzählungen aus dem ersten und zweiten Jahrgang des ›Guten Kameraden‹, *Der Sohn des Bärenjägers* und *Der Geist des Llano estakado.*

O. S. in Eutin. Du willst wissen, wie der „Vater der Fratzen" auf arabisch heißt? Da hast Du ihn: „Abu 'l Etsch". Wer soll denn mit diesem schönen Namen beschenkt werden? — Sallam!

Nr. 3, S. 42a
Ob die Redaktion so viel Arabisch konnte, oder ob man die Frage nicht doch dem Orientexperten Karl May vorgelegt hat, von dem diese Antwort dann wohl stammen müsste?

F. von Z. in G. Erinnert uns lebhaft an den „Gezondheitzustand" des Mijnheer van Aardappelenbosch, als er da sagte: Ik werde dünn und immer dünner bis endlich wie eene Stricknadel und de Armen und Beenen wie een Draad so schwach. Ik sehe mijn Tod vor de Oogen, o ik ongelukkiges Nilpard! Dabei wog der Mann mehrere Centner und aß so oft und so viel als man haben wollte.

Nr. 5, S. 70a

F. Sch. in Frankfurt a. M. Deine Erklärung des Stoßversuches ist richtig. — Die polytechnischen Hochschulen Deutschlands (wenigstens die Staatsanstalten) sind alle zu empfehlen. Reifezeugnis ist nötig, da ohne dies nur Hospitanten zugelassen werden. Ueberhaupt ist in jetziger Zeit die Erwerbung des Reifezeugnisses unbedingt zu empfehlen. — Ganz richtig; Herr Pfotenhauer hatte sich in der letzten Zeit einen Bart wachsen lassen; sein Rasiermesser war allgemach stumpf geworden und wo sollte er bei den Niggern da drinnen einen Friseur herkriegen?! Salem!

Nr. 7, S. 98a

Tobias. Auf die Anfertigung der Leidener Flasche kommt der „G. K." demnächst noch einmal zu sprechen. — Hobble hat sein Bündel schon lange wieder geschnürt, auf einmal wird das unruhige Kerlchen wieder irgendwo auftauchen, vielleicht gar am Silbersee; sein Goldklumpen mag allgemach zerkleinert und verputzt sein.

Nr. 12, S. 168b
(Weihnachten 1890)
Wieder einmal hatte ein Leser bezüglich des Hobble-Frank nachgefragt, vielleicht angeregt durch die Lektüre von *Der Schlangenmensch* in Nr. 3–5 des 5. Jahrgangs, wo zwar von der Rückkehr des kleinen Sachsen aus Afrika, nicht aber von seinem Goldklumpen berichtet wird. Da die Redaktion bereits den kompletten Text von *Der Schatz im Silbersee* vorliegen hatte, war ihr bekannt, dass letzterer auch dort keine Rolle spielte, sodass man das Thema nun offenbar sich in Luft auflösen lassen wollte. Zugleich nährte man die – bekanntermaßen berechtigte – Erwartung in der Leserschaft, dass der Hobble-Frank in der laufenden May-Erzählung wieder auftreten werde.

Moritz H. in Wien. Du willst Violinspielen lernen und zwar nach einem Buch? Erstlich wissen wir nicht, ob es ein solches Unterrichtsbuch gibt und zweitens halten wir von einer sochen Lehrmethode ganz und oar nichts — mußt Dich einem Lehrer anvertrauen, nur so kann was d'raus werden. — Mijnheer van Aardappelenbosch kehrte vor kurzem nach Europa zurück, hast Du davon nicht gelesen? Seine gezondheit war niet goed — er beabsichtigte die Villa Bärenfett zu erwerben, doch erwiesen sich die Räumlichkeiten des schlanken Moritzburgers für den rundlichen Mijnheer als etwas gar eng und so wurde nichts daraus. Wo er jetzt steckt, wissen wir nicht, vielleicht in einer Berliner Klinik; er hielt sich ja immer schon für schwindsüchtig. Tching! Tching!!

Nr. 15, S. 210a

G. Sch. in O. Du fragst, wie die Adresse eines Briefes, den Du an einen Sultan zu richten gewillt bist, lauten müßte. Wenn Du uns nur geschrieben hättest, welcher dieser Machthaber das sein soll. Werden Papa Pfotenhauer alias Vogelnazi fragen, dieser vielgereiste Universalgelehrte dürfte das am besten wissen. Indessen kannst Du ja mal einen Spaziergang nach Frankfurt a. M. machen und auf dem betreffenden Konsulat Nachfrage halten. Salem!

Nr. 15, S. 210a

Die Helden des Westens

von

Karl May.

Eine Serie der interessantesten und spannendsten Erzählungen für die reifere Jugend.

I. Band:

Der Sohn des Bärenjägers.

Mit sechzehn Tondruckbildern von **K. Weigand.** — Elegant gebunden. Preis M. 7. —

Diese überaus frische Erzählung, die in der deutschen Knabenwelt bereits einen Ruf genießt, bedarf eigentlich keiner Empfehlung. Der Verfasser führt seine jungen Leser in die Grenzgebiete der Indianer-Reservation, um sie ein händelsüchtiges Vagabundentum kennen lernen zu lassen, das in jenen Länderstrichen, auf der Prärie, wie in den Klüften der Felsengebirge, seit mehr denn Jahrzehnten zu einer wahren Landplage geworden ist. Eine Anzahl wackerer Westleute, auf Selbsthilfe angewiesen, zumeist deutscher Abstammung, an ihrer Spitze der berühmte Pfadfinder Old Shatterhand und Hobbel-Frank, letzterer ein früherer Forstgehilfe aus Moritzburg in Sachsen, kriegserfahrene Pioniere der Kultur, erklären in Gemeinschaft mit befreundeten Indianerhäuptlingen, diesen arbeitsscheuen und moralisch verkommenen Elementen den Vernichtungskrieg. Tiefernst und wieder humorsprudelnd, ja zwerchfellerschütternd sind die Situationen, die sich in dieser handlungsreichen Erzählung aneinander reihen. Sie hat vor einigen Jahren erstmals in den Spalten des „Guten Kameraden" gestanden; die älteren unter den lieben Lesern dieser Zeitschrift werden sich ihrer mit großer Befriedigung und vielem Vergnügen zu erinnern und über diese „Helden des Westens" nur Rühmendes zu erzählen wissen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Nr. 16, S. 224b

Mehrfach erschien diese Anzeige der ersten Buchausgabe Mays im Union-Verlag im ›Guten Kameraden‹. Einen zweiten Band hatte die hier angekündigte Reihe *Die Helden des Westens* allerdings nicht; als zweite Buchausgabe Mays bei der Union erschien die China-Erzählung *Der blaurote Methusalem.*

O. N. in Riesenburg. Lieber Freund, das mußt Du dem Methusalem, der doch sonst ein rechter Prachtbursche ist, schon nachsehen; mit dem Englischen der deutschen Studenten, die bereits ein Dutzend Semester auf dem Buckel haben, sieht es eben nicht immer am besten aus. Gieb nur fein acht, daß Dir das nicht auch passiert.

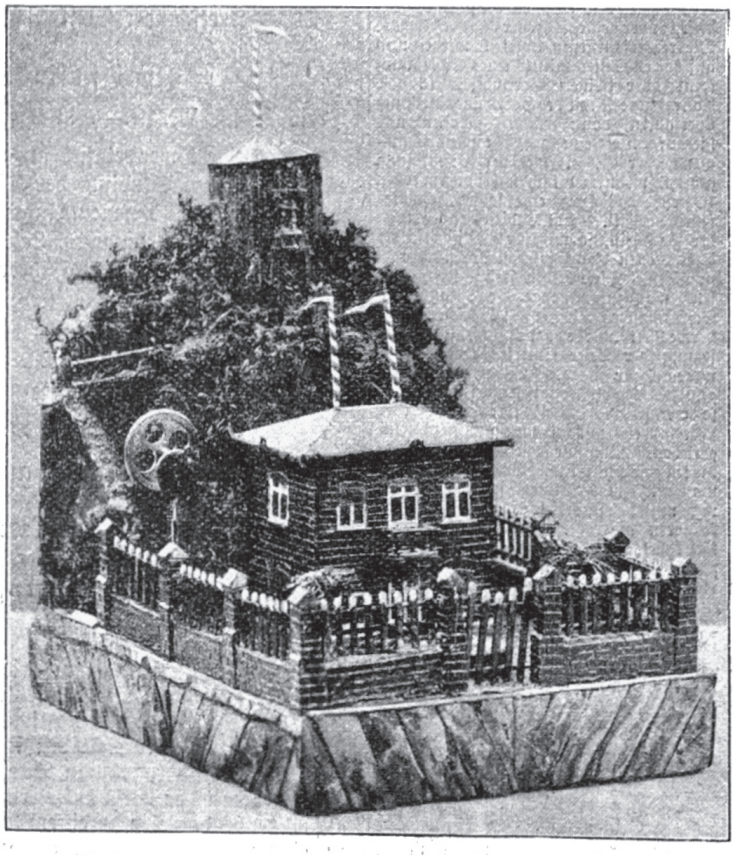
Nr. 16, S. 224b

Wieder eine Preisarbeit komme heute in Wort und Bild zum Abdruck. Kamerad Paul Eversheim in Remagen a. Rh., der geniale Baumeister dieser „Villa Bärenfett" sagt in seinem Briefe darüber: „Endlich habe ich die Arbeit vollendet, und beeile ich mich, dieselbe einzusenden. Ich darf es sagen, daß sie mich viel Arbeit und Zeit gekostet hat! Ob dieses nun nicht vergeblich war, das wirst Du, lieber ‚Guter Kamerad' entscheiden. Hei, ein photographischer Apparat! Ja, so denkt wohl ein jeder Junge, jeder ist bestrebt das Schönste zu machen. Wie viele, vielleicht viel nettere Sachen werden dort eintreffen! Wenn ich hoffen dürfte, etwas Schönes zu erlangen, o, wie dankbar würde ich unsrem ‚Guten Kameraden' sein! Aus allen Kräften würde ich für unsre beste Zeitung werben; denn wer sie einmal liest, der kann von ihr nicht lassen. — Ich gehe nun zu einer kleinen Beschreibung meines Bauwerkes über. Ich habe mir also zur Aufgabe gemacht, die „Villa Bärenfett" unsres Hobble möglichst naturgetreu in Holz und Pappendeckel wiederzugeben. Der Teil, welcher dabei in Erwägung kommt, ist die Villa selbst und ihre Umgebung. Ich glaubte dem Ganzen mehr Anmut und praktischen Wert zu verleihen, wenn ich ein Pumpwerk anbringe, wie aus dem Bilde links zu ersehen, welches vielleicht auch Deinen Beifall finden wird. Bringt man nun eine kleine Dampfmaschine mit der Pumpenrolle in Bewegung, so pumpt dieselbe das Wasser, welches man vorher in den untern Behälter gießt, in den Turm; dreht man dann den Kranen mittels des Schlüssels auf, so springt der Springbrunnen, der vor dem Hause unten im Garten Platz gefunden hat, ganz famos, probiere es mal! Man braucht ja nur oben Wasser hinein zu schütten. (Die Maschine konnte ich nicht gut beilegen, da sie zu umständlich zu schicken ist.) Pumpt die Maschine zu viel Wasser, so fließt dasselbe durch eine

Nr. 18, S. 252b

Im 7. Jahrgang wird mit dem Old-Shatterhand-Denkmal von Fritz Behn eine weitere Preisarbeit vorgestellt, die von Mays Erzählungen angeregt wurde. Vgl. M-KMG Nr. 156/2008, S. 27.

Röhre ab, welche unter der kleinen Lücke rechts mündet. Es würde zu weit führen, in alle die Einzelheiten weiter einzugehen, welche überdies Dein und jedes andern Kenner Auge leicht sieht." — Die „Villa Bärenfett" präsentiert sich in ihrem farbenreichen Habitus in der That famos, Pumpwerk und Springbrunnen funktionieren ganz exakt. Hei, wird der Hobble eine Freude haben, wenn er, von seinem Zuge an den Silbersee zurückgekehrt, von diesem Bauwerk erfahren wird.



Preisarbeit: „Villa Bärenfett". (Beschreibung unter „Fragen und Antworten").

Fritz aus Osnabrück. Ueber die Indianerstämme Nordamerikas bringen wir nächstens zwei illustrierte Aufsätze, und von den Stämmen Südamerikas wird die Erzählung des nächsten Jahrganges, die uns in Begleitung einer schneidigen Jägergesellschaft in die Pampas und über die Anden führt, handeln. Für andre Auskünfte als diese ist unser Raum leider zu beschränkt.

Nr. 20, S. 280a (Mitte Februar 1891)
Bei der hier erstmals angekündigten Haupterzählung des 6. Jahrgangs handelte es sich um Mays *Das Vermächtnis des Inka*, dessen Manuskript der Redaktion zu diesem Zeitpunkt vermutlich bereits größtenteils vorlag.

Karl Sch. in Wels. Das große Bild eines Kriegsschiffes wird Dir Dr. May senden, so wie er Dir die Karten geschickt hat. Vielleicht beantwortet er Dir auch die andern Fragen. Du sollst den Herrn aber nicht gar so viel plagen. Wer dabei ist, so schöne Geschichten zu schreiben, will möglichst ungestört sein. Gruß und Handschlag!

Nr. 20, S. 280a
Wie die Antwort der Redaktion in Nr. 2 des 5. Jahrgangs (s. o.) zeigt, hatte man bereits zuvor Anfragen des offenbar begeisterten May-Lesers Karl Schmitzhausen an den Autor zur Beantwortung weitergeleitet. Und erneut wird angekündigt, dass May nicht nur schriftlich antworten, sondern auch weiteres Material schicken werde. In welcher Beziehung das von Schmitzhausen erbetene „Bild eines Kriegsschiffes“ zu Mays Texten im ›Guten Kameraden‹ steht, ist nicht bekannt.

Fritz J. in Gleiwitz. — Wir bitten in Deinem Namen die Altenburger Fidelitas, der Redaktion ihre Adresse anzugeben. Teile uns wiederum Deine genaue Briefadresse mit, dann soll Dein Wunsch befriedigt werden. — Der Mijnheer van Ardapellenbosch wohnt noch immer in Villa Erdäpfelbusch und ist, wie wir hören, durch die jüngste Influenza sehr herabgekommen. Er trinkt Kefir, um seinen früheren Umfang wieder zu erreichen. Der Hobbelfrank wird Dir bald begegnen. Gruß an den Setzerlehrling ausgerichtet, wird freundlichst erwidert. Tsching!

Nr. 21, S. 294a
Die Fehlschreibung „Hobbelfrank“ erinnert stark an die Unterschrift *Hoppelfrank* unter der Kurzerzählung *Der Schlangenmensch* und lässt es als nicht unwahrscheinlich erscheinen, dass die Redaktion dafür verantwortlich zeichnete. – Zum Verein Fidelitas in Altenburg vgl. auch 3. Jahrgang, Nr. 28 (M-KMG Nr. 163/2010, S. 14) und Nr. 36 (M-KMG Nr. 164/2010, S. 3).

C. S., Leykam-Josefsthal. Du hast die Wette gewonnen, denn der Lord ist nicht identisch mit Old Shatterhand.

Nr. 25, S. 350b
Lord Castlepool als Alter Ego Old Shatterhands? Die jungen Leser kamen auf allerhand seltsame Gedanken …

Der Erbauer der „Villa Bärenfett“ wird von mehreren Kameraden in Hannover um die Beschreibung des Pumpwerkes gebeten, das er an seinem Bau angebracht hat. Eilig!

Nr. 26, S. 364a
Das große Interesse der Leser an technischen Details unterschiedlichster Art wird auch in vielen anderen Zuschriften deutlich. Des Erbauers Antwort findet sich in Nr. 37 (s. folgendes Heft).

W. Brenner. Ja, der „rote Cornel“, das ist ein ganz nichtsnutziger Schlingel. Hoffentlich wird sich aber auch hier das Sprüchlein bewähren: „Das Krüglein geht so lang zum Brunnen, bis es endlich bricht.“

Nr. 30, S. 420b

Nr. 32, S. 448b

E. S. in Dresden. Die Ueberfahrtskosten nach den amerikanischen Hafenstädten kann man Dir am besten auf den dortigen Generalagenturen der Dampfschiffahrtsgesellschaften sagen; nimm das Adreßbuch zur Hand. — Old Shatterhand war und ist freilich ein ganz bedeutender, einer der berühmtesten Westleute und Pfadfinder.

Nr. 33, S. 462a

Kamerad Arthur L. lässt in seiner Szene wahrhaftig das ganze Heldenpersonal der bisherigen May'schen Kamerad-Erzählungen auftreten. Hinzu kommt noch Peter Schnäuzchen, der (fiktive) Setzerlehrling des ›Guten Kameraden‹.

Kamerad Arthur L . . . in O. sendet uns einen dramatischen Scherz. Das Beifallklatschen überlassen wir unsern lieben jungen Freunden. Das Stück betitelt sich:

Am Jubelfest des „Guten Kameraden".

Eine Scene.

Sprechsaal des „G. K." In der Mitte eine Thür in dessen Kabinett, rechts eine zweite Thür.

Hobbel-Frank (kommt von rechts).

Wie's scheent, bin ich der erste der Gäste
Die mehrschtenteels kommen zum Jubelfeste!

(Jim und Tim kommen von rechts.)

Was, Kuckuck, Schnuffels, Ihr? Woher?

Jim.

Sein Jubelfest feiert heute er.
Drum schlängelten wir uns fröhlich und heiter,
Von außen herum bis hierher, zur „Union",
Nach dem Feste ziehen wir dann wieder weiter,
Zurück zur Savanne. (Zu Tim.) Nicht wahr, mein Sohn?

(Baumann, Martin und Bob treten von rechts auf.)

Hobbel-Frank.

Ooch du hier, Freund Baumann? Du, Martin und Bob?
Ihr kommt gratulieren ooch?

Bob.

Na und ob!
Wozu Masser Bob sonst nach Deutschland sollen,
Wenn nicht Kamerad gratulieren wollen?

(Old Shatterhand, Old Firehand, Winnetou und Tante Droll von rechts.)

Hobbel-Frank.

Potz Blitz! Die kommen ja gleich zu vieren!

Old Shatterhand.

Grüß Gott! Auch wir wollen gern gratulieren.

Droll.

Ja, drum sind mer komme, wenn's nötig ist!

Frank (reicht Droll die Hand).

Schön, daß ooch du gekommen bist.

(Methusalem und Gottfried von rechts.)

Methusalem.

Gottfried! Brenn mir die Pfeife an!

Gottfried.

Jleich werd' ich Sie alles machen, oller!

Hobbel-Frank.

Holla! Da kommen ja noch zwee Mann.
Das Haus wird mehrschtenteels immer voller!

(Turnerstick und Mijnheer von rechts.)

Turnerstick.

Tsching! Tsching! Kann ich vielleichtenng erfahreng.
Wo ich finde den Jubilareng?

Gottfried.

Mein Jott! Dat ist ja der Turnerstick!
Und Mijnheer! Der ist noch immer so dick!
Jrüß Jott! Sagt, Mijnheer wie es Sie jeht?

Mijnheer.

Mijne Gezondheit ist nimmer goed.

Hobbel-Frank.

Jetzt könnte der „Kamerad" ooch erscheinen.
Ob er bald rauskommt?

(Peter Schnäuzchen durch die Mittelthür.)

Jim.

Frag doch den Kleinen!

Hobbel-Frank.

He, Kleiner, mit den riesigen Ohren!
Kommt der Jubilar nicht bald heraus?

Schnäuzchen.

Laß meine Horcher mir ungeschoren
Sonst streich ich all deine Artikel aus!

Hobbel-Frank.

Du Unverschämter.

(Will ihn am Ohr packen. Schnäuzchen weicht aus, im selben Moment öffnet sich die Mittelthür und der „Gute Kamerad" tritt auf. Schnäuzchen zeigt Hobbel-Frank

die Zunge. Die Gäste umringen den „Guten Kameraden“).

Alle.

Der „Gute Kamerad“ lebe hoch!

Hobbel-Frank.

Und der Hobbel-Frank doch!

Sedlmayr Oskar. Zum Uebermalen von Figuren aus ungebranntem Porzellanthon verwendet man am besten die Emailfarben von Horn und Frank. Eine ausführliche Anleitung über die Anwendung dieser Farben brachte die Backfischzeitung das „Kränzchen“; gewiß findet sich eine liebe Schwester oder Freundin bereit, Dir damit unter die Arme zu greifen. — Deine Porträte der Helden im Westen sind famos, namentlich Winnetou ist vortrefflich getroffen. Salem!

Nr. 36, S. 504a
Schade, dass die „famosen“ Porträts nicht auch abgedruckt wurden.

Unser Lesetipp

Im 5. Jahrgang des ›Guten Kameraden‹ wurde Karl Mays *Der Schatz im Silbersee*, seine vielleicht berühmteste Erzählung, veröffentlicht. Deren sprachliche Gestaltung wird detailliert untersucht in

Karl Otto Sauerbeck: Der Schatz im Silbersee – Ein Sprachkunstwerk? Eine Analyse von Grammatik, Stil, Aufbau und Motiven. (Sonderheft der KMG Nr. 124) € 4,00.

Zu beziehen über die Zentrale Bestelladresse der KMG (siehe hintere Umschlaginnenseite).

Ortry – doch keine Erfindung Karl Mays?

Die Forschungen Horst Felsingers zu möglichen Vorbildern für Karl Mays Schloss Ortry in *Die Liebe des Ulanen*[1] haben zu weiteren Aktivitäten von KMG-Mitgliedern geführt. Das überraschende Ergebnis: Ein Ortsname Ortry lässt sich – trotz aller bisherigen Skepsis – mindestens zweimal nachweisen, und zwar in einem Fall mit Sicherheit in der Gegend, in der May sein Schloss ansiedelt. In beiden Fällen wurde man im Internet fündig.

Wolfgang Szymik stieß auf die Forschungsergebnisse der französischen Organisation ›Ancestramil‹, die sich mit der Militärgeschichte Frankreichs beschäftigt und u. a. im Internet die Verzeichnisse der Soldaten französischer Einheiten aus verschiedenen Zeitaltern veröffentlicht. Im Verzeichnis des „27ème Régiment d'Infanterie de Ligne" für die Zeit von 1800–1802 findet sich als Nr. 646 ein „sergent major" namens Joseph Didier, als dessen Geburtsort „Ortry" im Departement Meurthe angegeben ist.[2] Wie Wolfgang Szymik schreibt, liegt dieses Ortry „bemerkenswerterweise im ehemaligen Departement Meurthe (heute Meurthe-et-Moselle)! In diesem Gebiet liegen ja alle bei Karl May vorkommenden Orte wie Thionville usw.". Es ist denkbar, dass es sich um einen sehr kleinen lothringischen Ort handelt, der möglicherweise heute nicht mehr existiert.

Noch ein zweites Mal trifft man im Internet auf die Herkunfsbezeichnung „Ortry":

Ein vom Unternehmen Google eingescanntes Inventar-Verzeichnis der Pariser Hospitäler von vor 1790, das 1886 von der Verwaltung der Pariser Armenpflege veröffentlicht wurde,[3] führt u. a. die wohltätigen Stiftungen zugunsten der Hospitäler auf. Unter der laufenden Nr. 59 findet sich eine Stiftung, die ein gewisser „Jehan de Ortry" 1414 zugunsten des Hopital Saint-Jacques-Aux-Pèlerins eingerichtet hat. Jehan de Orty wird als „conseiller en la cour de parlement" bezeichnet.[4]

Ob es sich in beiden Fällen um den gleichen Ort Ortry handelt, ist bisher noch nicht festzustellen. Auf jeden Fall scheinen weitere Forschungsbemühungen vielversprechend zu sein. (jb)

1 Vgl. zuletzt Horst Felsinger: Schloss Ortry – neue Quellenfunde? In: M-KMG 165/September 2010, S. 24–32.

2 http://www.ancestramil.fr/uploads/01_doc/terre/infanterie/controles/1800-1802_27_ri.pdf

3 Administration générale de l'assistance public à Paris: Inventaire-sommaire des Archives hospitalières antérieurs à 1790. 3. Band. Paris 1886.

4 http://www.archive.org/stream/inventairesomma01unkngoog#page/n15/mode/1up

Rolf J. G. Stadelmayer

Die Namensvettern der sechs Surveyors

Nicht nur Sprachforscher

Albert S. Gatschet

Hartmut Kühne hat die Namensquelle von fünf der in *Winnetou, 1. Band* auftretenden sechs Surveyors, nämlich *Bancroft, Riggs, Marcy, Wheeler* und *White,* im Werk des Schweizers Albert Samuel Gatschet (1832–1907) ›Zwölf Sprachen aus dem Südwesten Nordamerikas‹ in den dort genannten Hubert Bancroft, Stephen Riggs, Randolph Marcy, George Wheeler und Johann White identifiziert.[1] Über zehn Jahre nach dem Winnetouroman schrieb Karl May drei dieser Namen nochmals nieder. Jetzt in einem offenen Brief an „Herrn Professor Dr. Paul Schumann", der sich als Redakteur des Dresdner Anzeigers über Mays Sprachstudien lustig gemacht und insbesondere über die „Indianerdialekte" gespottet hatte. Mit Datum vom 18. November 1904 schrieb May, dass Schumann keine Ahnung *von den ganz vorzüglichen Werken eines Loew, Wheeler, Yarrow, White, Rupprecht, Komas, Shea, Gibbs, Simpson, Marcy, McClellan, Wipple* [Anm. d. Verf.: recte Whipple], *Ewbank, Schoolcraft usw.*" habe.[2] May zählte diese Sprachforscher – unter Auslassung einiger Namen – exakt in der Reihenfolge auf, wie Gatschet in Einleitung und Literaturverzeichnis auch seine Gewährsmänner nennt. Vielleicht sind aufmerksamen Karl-May-Leserinnen/Lesern des Flugblatts seinerzeit die Namen Wheeler, White und Marcy auch als Surveyornamen bekannt vorgekommen. Für Gatschet sind alle oben genannten Personen als Linguisten von Bedeutung, ihre Leistungen gehen jedoch darüber hinaus, und zwei waren sogar auch Surveyors. Die wichtigsten Stationen der Lebenswege dieser Namensvettern von Mays Surveyors sollen – nach einem kurzen Blick ins Surveyorlager – nachstehend dargestellt werden.

Bancroft, Marcy, Riggs, Wheeler, White und Karl

Über die Landvermesser seiner Sektion, also seines Vermessungsabschnitts, berichtet der Ich-Erzähler:

1 Vgl. Hartmut Kühne: *Riggs, Marcy und Wheeler, die drei Surveyors.* Karl May und der Gebrauch des ›Gatschet‹ in *Winnetou I.* In: M-KMG 164/2010, S. 15–29.

2 Karl May: *An den Dresdner Anzeiger.* In: JbKMG 1972/73, S. 139.

Mr. Bancroft, der Oberingenieur, war der unterrichtetste von ihnen; leider aber stellte es sich heraus, daß er den Branntwein liebte. […] *er [beschäftigte] sich weit mehr mit dem Brandy als mit den Meßinstrumenten. Es kam vor, daß er halbe Tage lang total betrunken an der Erde lag. Riggs, Marcy und Wheeler, die drei Surveyors,* […] *tranken, um ja nicht zu kurz zu kommen, mit ihm um die Wette. Es läßt sich denken, daß auch diese Gentlemen sich oft nicht in der besten Verfassung befanden.* […] *sie [hielten] sich in steter Abwechslung zwischen dem Trinken und dem Ausschlafen ihres Rausches.*[3]

Während die Surveyors *Riggs* und *Marcy* nur zweimal genannt werden, wird *Wheeler* gegenüber den beiden etwas hervorgehoben: *Wheeler war mir noch der liebste von Ihnen, denn er hatte so viel Verstand, einzusehen, daß ich mich für sie plagte, ohne im mindesten dazu verpflichtet zu sein.*[4] Auch Sam Hawkens bevorzugt bei der Besinnung auf den Namen *Shatterhand* den Surveyor *Wheeler*, der dieses zuerst von *White* genannte Wort nur wiederholt hat. So wie

Abb. 1. Camp Apache, Foto der Wheeler Expedition, 1873

Dagegen ist der Dirigent (Leiter) der Nachbarsektion, Oberingenieur *Mr. White*, bereits mit seiner Vermessung frühzeitig fertig. Er ist auch Urheber des Kriegsnamens Shatterhand für den Landesvermesser Karl, Greenhorn und Ich-Erzähler. Als Namensvetter dieses Karls wird ein gewisser Dr. Karl May in Dresden vermutet, darauf soll hier aber nicht näher eingegangen werden.

Sam seinerzeit diese unverdiente Hervorhebung *Wheelers* unterlief, wurde auch ihm in jüngster Zeit unverdient zugeschrieben, dass er Old Shatterhand „als Landvermesser für eine Eisenbahnlinie quer durchs Indianerland“ gewonnen hätte; Mr. Henry wird's nicht freuen.[5]

3 Karl May: *Winnetou der Rote Gentleman. 1. Band.* (GR VII), S. 37, 38.

4 Ebd., S. 38.

5 Sabine Goertz-Ulrich: Das Rätsel Karl May. In: HÖRZU WISSEN Nr. 4/2010, S. 109.

Johann B. White

Der zuletzt genannte Surveyor und Oberingenieur *White* findet seinen Namensvetter in Dr. med. Johann Baptist White. Dr. White lebte lange Zeit im Sprachgebiet der Apatschen und wirkte in der dortigen Gegend als Arzt und Sprachforscher. Einen Indianerforscher White (s. u.) erwähnt Karl May in *In der Heimath*, dem seinerzeit nicht veröffentlichten Textteil aus *Krüger-Bei*, der ein Jahr nach *Winnetou I* verfasst wurde. May siedelte ihn in Boisé-City, im westlichen Oklahoma-Panhandle, an. Dagegen verfasste Dr. White sein Wortverzeichnis, welches er A. Gatschet übersandte, unter Befragung von zwei Apache-Dolmetschern in Camp Apache (Abb. 1) in Arizona.

Ein Beispiel aus diesem Verzeichnis ist das Wort ›Gohun‹, womit die Tontos nach Loews Angabe ihren Stamm und Dialekt bezeichnen. Nach Dr. Whites Erklärung ist ›Gohun‹ jedoch bloß „ein aus ›coon‹, d. h. ›racoon‹, einem wegen seiner Pfiffigkeitet bekannten Waldthiere, gebildeter Spitzname, um sie wegen des Namens ›Tonto‹ [Anm. d. Verf.: ›Dummkopf‹] schadlos zu halten.“[6] Auch Karl May benutzt Coon als Spitzname. Dick Hammerdull redet seinen Freund Pitt Holbers mit *altes Coon* erstmalig 1878 an, und May erklärt, dass Coon die *gebräuchliche Abkürzung von Racoon, der Waschbär,* ist und *zwischen den Jägern unter allerlei Bedeutung gern als Anrede gebraucht* wird.[7]

Hubert H. Bancroft

Hubert Howe Bancroft (1832–1918) aus Granville, Ohio, war von 1852 bis 1868 Buchhändler und Verleger in San Francisco. Danach widmete er sich ganz der amerikanischen Geschichte, insbesondere der Historie aller die pazifischen Küste berührenden Gebiete von Zentral- und Nordamerika. Die dazu erforderlichen Kenntnisse konnte er seiner 45.000 Bücher, Manuskripte und Karten umfassenden Bibliothek entnehmen. Bekanntlich nutzte Karl May für die Schriftstellerei ebenfalls seine umfangreiche Bü-

Abb. 2. Hubert H. Bancroft

6 Albert S. Gatschet: Zwölf Sprachen aus dem Südwesten Nordamerikas. Weimar 1876, S. 71.

7 Karl May: *Auf der See gefangen*. In: Frohe Stunden. Unterhaltungsblätter für Jedermann. Dresden 1878, S. 482.

chersammlung. Bancroft beschäftigte zur Erstellung seiner Werke, im Gegensatz zu May, jedoch einen umfangreichen Mitarbeiterstab. Er schrieb zwar einige wichtige Kapitel selbst, ist aber wohl eher als Herausgeber und Kompilierer zu bezeichnen. In den Sechzigerjahren des 19. Jahrhunderts sammelte Bancroft auch Bücher in Europa – May stand die Bibliothek in Schloss Osterstein zur Verfügung. Bancroft verkaufte seine Bibliothek der University of California in Berkeley, wo sie als ›Bancroft Library‹ in seinem Sinne ständig erweitert wird. So beträgt der Bestand z. Z. 600.000 Bände und 23.000 Landkarten.

Randolph B. Marcy

Randolph Barnes Marcy (1812–1887) aus Greenwich, Massachusetts, schloss 1832 seine Ausbildung in West Point erfolgreich als Lieutenant ab und diente in der US-Armee bei mehreren militärischen Einsätzen. Danach eskortierte er Emigrantentrecks in Texas und Oklahoma und führte eine Expedition, die die Quelle des Red River zu entdecken und durch Vermessung zu dokumentieren hatte. 1849 erkundete er die später ›Marcy Trail‹ genannte Route von Fort Smith nach Santa Fé. 1854 bekam er den Auftrag, Indianerreservate im nördlichen und westlichen Texas zu vermessen. Die hierbei auszuführenden Surveyor-Tätigkeiten beinhalteten die Lokalisierung der Gebiete, Festlegung und Markierung ihrer Grenzen nach dem Rectangular System und abschließende Darstellung in Karten, wo sich diese Rechtecke wie Fremdkörper ausnehmen. Ferner waren ethnologische Erhebungen, wie Anzahl, Wesen, Bräuche und Sprache dieser Indianer auszuführen, also ›Survey‹ im weiteren Sinne (s. u.). Die von Marcy gesammelten Comanche- und Wichita-Vokabeln konnte Gatschet nutzen. 1857 nahm er am Zug gegen die Mormonen teil. Marcy stellte die erworbenen Kenntnisse und Erfahrungen 1859 in seinem Buch ›The Prairie Traveler. A Handbook for Overland Expeditions with Maps, Illustrations, and Itineraries of the Principal Routes between the Mississippi and the Pacific‹ zusammen.[8] Dieser Leitfaden beinhaltete viele Ratschläge für die Einwanderer, vom Feuermachen bis

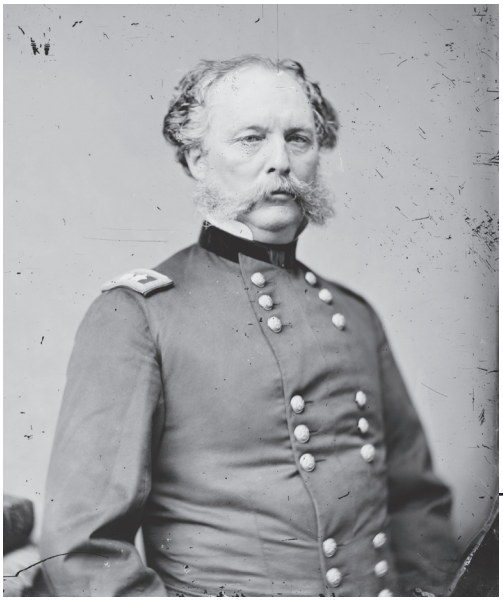


Abb. 3. Randolph B. Marcy, ca. 1862

8 Randolph B. Marcy: The Prairie Traveler. Published by Authority of the War Department. 1859.

zum Verhalten gegenüber Indianern, beeinflusste das Verhalten der Weißen bei der späteren großen Westwanderung jedoch wenig. Im Bürgerkrieg diente Marcy als Stabschef, wurde aber erst 1878 zum General befördert.

Stephen R. Riggs

Reverend Stephen Return Riggs (1812–1883) aus Steubenville, Ohio, wurde nach Besuch des Jefferson College und des Allegheny Seminary christlicher Missionar der Congregational Church. Ab 1837 war er in der Dakota-Mission in Lac qui Parle, ab 1843 in Traverse des Sioux und ab 1854 in Hazelwood in Nähe der Upper Sioux Agency tätig. Er und seine Ehefrau Mary zählten somit zu den frühesten Siedlern in Minnesota. Zum Experten geworden, übersetzte er 1836 mit anderen Missionaren Lieder- und Bibeltexte ins Dakota. 1852 konnte er seine Dakota-Grammatik und sein Wörterbuch Dakota–Englisch fertigstellen. 1862 trat Riggs im Prozess um den Dakota-Konflikt als Dolmetscher auf. Über die vierzig mit Mary und den Sioux verbrachten Jahre verfasste er eine Autobiographie. Er verstarb in Beloit, Wisconsin.

George M. Wheeler

George Montague Wheeler (1842–1905) trat nach fünfjähriger Offiziersausbildung auf der Militärakademie West Point 1866 in das Ingenieurkorps der US-Armee ein. Er leitete ab 1869 zwei Expeditionen nach Neu-Mexiko, Arizona und Colorado entlang

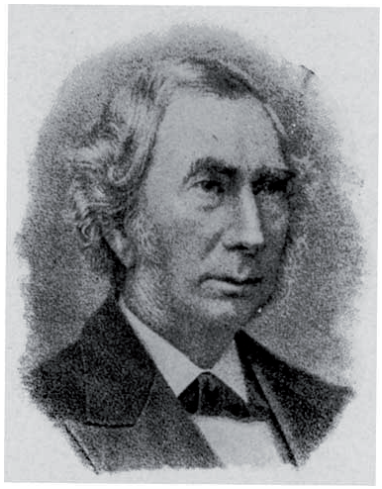
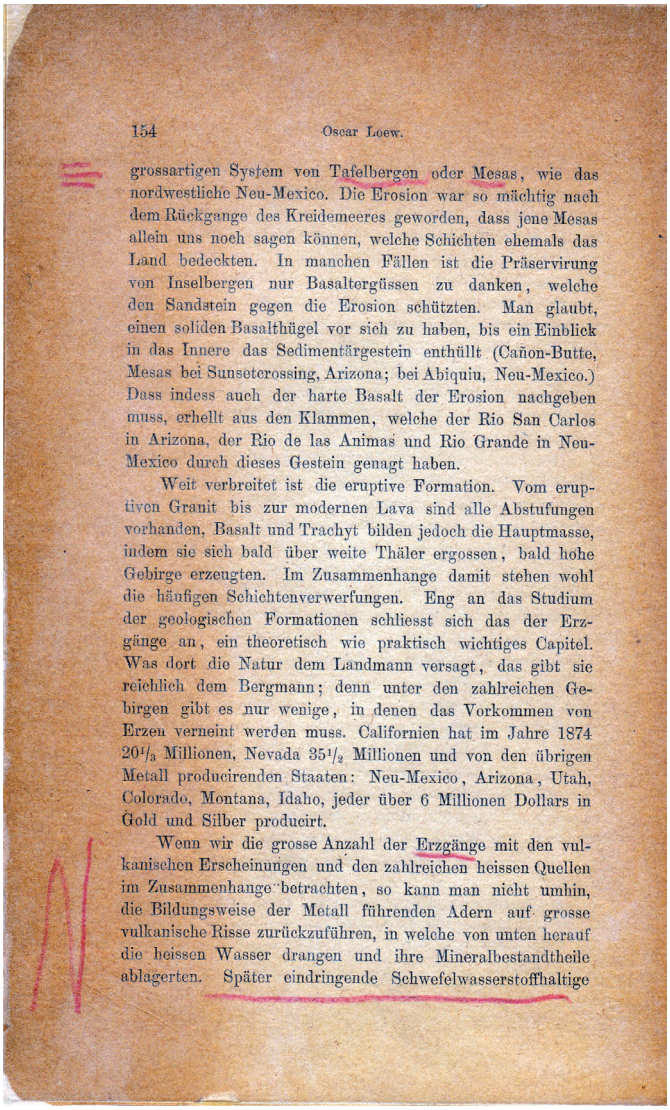


Abb. 4. Stephen R. Riggs

des 40. nördlichen Breitengrades. Karl May entnahm die Berichte von Oscar Loew darüber aus ›Petermann's geographische Mittheilungen‹ und heftete sie gesondert ab (Mays Bibliothek Nr. 607 und 608). Noch während dieser Expeditionen entstand im Jahre 1872 der anspruchsvolle Plan zur Kartierung der westlich des 100. Längengrades und südlich des 40. Breitengrades liegenden Gebiete. Diese Landesvermessung wurde unter dem Namen ›Wheeler Survey‹ bekannt, weil auch die darauf folgenden zwölf Expeditionen ebenfalls von Lieutenant Wheeler geleitet wurden.

Die Armee sah hierin eine Möglichkeit, sich mit diesem bewährten Expeditionsleiter an der wissenschaftlichen Erforschung des Südwestens zu beteiligen. Hauptziel war die Herstellung einer Landkarte der westlich des 100. Längengrades von Greenwich gelegen Gebiete, wo May viele seiner Amerika-Erzählungen ansiedelte. Im Hinblick auf eine spätere Eingliederung dieser Territorien in die Vereinigten



154 Oscar Loew.

grossartigen System von Tafelbergen oder Mesas, wie das nordwestliche Neu-Mexico. Die Erosion war so mächtig nach dem Rückgange des Kreidemeeres geworden, dass jene Mesas allein uns noch sagen können, welche Schichten ehemals das Land bedeckten. In manchen Fällen ist die Präservirung von Inselbergen nur Basaltergüssen zu danken, welche den Sandstein gegen die Erosion schützten. Man glaubt, einen soliden Basalthügel vor sich zu haben, bis ein Einblick in das Innere das Sedimentärgestein enthüllt (Cañon-Butte, Mesas bei Sunsetcrossing, Arizona; bei Abiquiu, Neu-Mexico.) Dass indess auch der harte Basalt der Erosion nachgeben muss, erhellt aus den Klammen, welche der Rio San Carlos in Arizona, der Rio de las Animas und Rio Grande in Neu-Mexico durch dieses Gestein genagt haben.

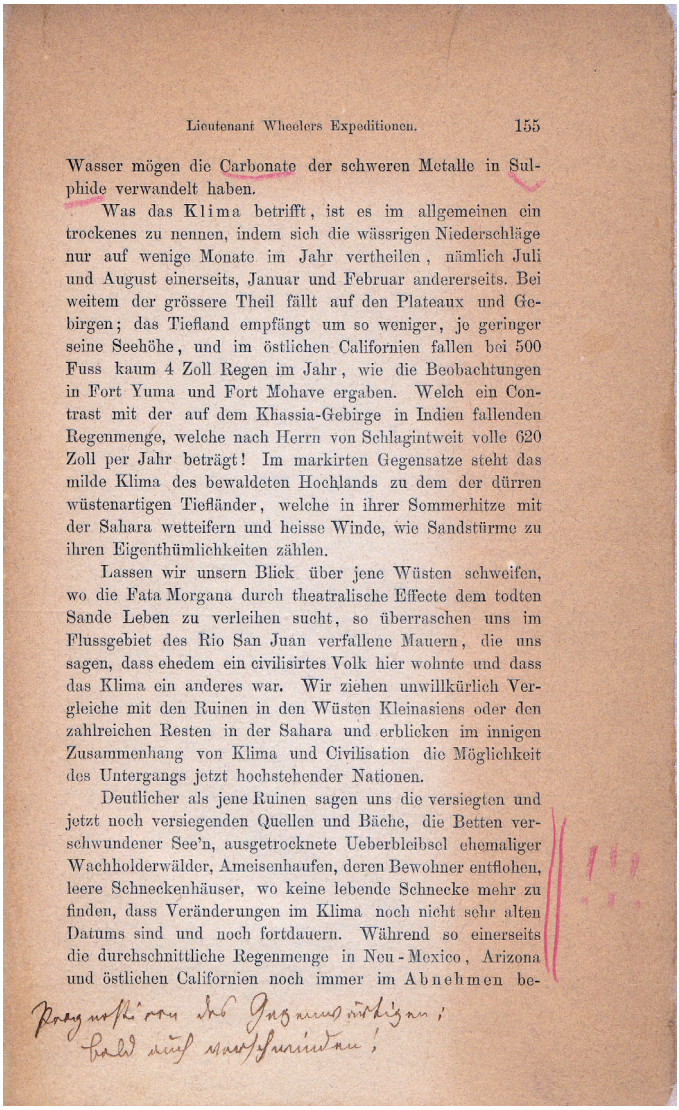
Weit verbreitet ist die eruptive Formation. Vom eruptiven Granit bis zur modernen Lava sind alle Abstufungen vorhanden, Basalt und Trachyt bilden jedoch die Hauptmasse, indem sie sich bald über weite Thäler ergossen, bald hohe Gebirge erzeugten. Im Zusammenhange damit stehen wohl die häufigen Schichtenverwerfungen. Eng an das Studium der geologischen Formationen schliesst sich das der Erzgänge an, ein theoretisch wie praktisch wichtiges Capitel. Was dort die Natur dem Landmann versagt, das gibt sie reichlich dem Bergmann; denn unter den zahlreichen Gebirgen gibt es nur wenige, in denen das Vorkommen von Erzen verneint werden muss. Californien hat im Jahre 1874 $20^1/_3$ Millionen, Nevada $35^1/_2$ Millionen und von den übrigen Metall producirenden Staaten: Neu-Mexico, Arizona, Utah, Colorado, Montana, Idaho, jeder über 6 Millionen Dollars in Gold und Silber producirt.

Wenn wir die grosse Anzahl der Erzgänge mit den vulkanischen Erscheinungen und den zahlreichen heissen Quellen im Zusammenhange betrachten, so kann man nicht umhin, die Bildungsweise der Metall führenden Adern auf grosse vulkanische Risse zurückzuführen, in welche von unten herauf die heissen Wasser drangen und ihre Mineralbestandtheile ablagerten. Später eindringende Schwefelwasserstoffhaltige

Abb. 5. Oscar Loew: Lieutenant Wheelers Expeditionen, S. 154 (links) und 155 (rechts) mit Karl Mays Anstreichungen und Kommentar

Staaten, nach der Ideologie des ›Manifest Destiny‹, wurde das Land westlich 100° W (gleich der Grenze des Indianer-Territoriums zu Texas) und südlich 40° N (ungefähr die Linie der ersten Transkontinentalbahn), der damaligen Zeit entsprechend, mittels Chronometer, Sextant, Theodolit, Nivellier, Bussole (ein Kompass mit Peilvorrichtung), Barometer, Odometer (Messrad), Messtisch, Messkette usw. aufgenommen.

Das englische Wort ›Survey‹ beinhaltet nicht nur die Bedeutung von Vermessung, sondern z. B. auch Befragung, Erkundung, Besichtigung. Und so waren die bis 1879 von Wheeler geleiteten Arbeiten ebenfalls mehr als nur geodätische Aufnahmen und kartographische Fixierungen. Zusätzlich wurden die Gegebenheiten bezüglich Indianern, Bodenschätzen, Klima, Geologie, Fauna, Flora, Wasservorkommen



Lieutenant Wheelers Expeditionen. 155

Wasser mögen die Carbonate der schweren Metalle in Sulphide verwandelt haben.

Was das Klima betrifft, ist es im allgemeinen ein trockenes zu nennen, indem sich die wässrigen Niederschläge nur auf wenige Monate im Jahr vertheilen, nämlich Juli und August einerseits, Januar und Februar andererseits. Bei weitem der grössere Theil fällt auf den Plateaux und Gebirgen; das Tiefland empfängt um so weniger, je geringer seine Seehöhe, und im östlichen Californien fallen bei 500 Fuss kaum 4 Zoll Regen im Jahr, wie die Beobachtungen in Fort Yuma und Fort Mohave ergaben. Welch ein Contrast mit der auf dem Khassia-Gebirge in Indien fallenden Regenmenge, welche nach Herrn von Schlagintweit volle 620 Zoll per Jahr beträgt! Im markirten Gegensatze steht das milde Klima des bewaldeten Hochlands zu dem der dürren wüstenartigen Tiefländer, welche in ihrer Sommerhitze mit der Sahara wetteifern und heisse Winde, wie Sandstürme zu ihren Eigenthümlichkeiten zählen.

Lassen wir unsern Blick über jene Wüsten schweifen, wo die Fata Morgana durch theatralische Effecte dem todten Sande Leben zu verleihen sucht, so überraschen uns im Flussgebiet des Rio San Juan verfallene Mauern, die uns sagen, dass ehedem ein civilisirtes Volk hier wohnte und dass das Klima ein anderes war. Wir ziehen unwillkürlich Vergleiche mit den Ruinen in den Wüsten Kleinasiens oder den zahlreichen Resten in der Sahara und erblicken im innigen Zusammenhang von Klima und Civilisation die Möglichkeit des Untergangs jetzt hochstehender Nationen.

Deutlicher als jene Ruinen sagen uns die versiegten und jetzt noch versiegenden Quellen und Bäche, die Betten verschwundener See'n, ausgetrocknete Ueberbleibsel ehemaliger Wachholderwälder, Ameisenhaufen, deren Bewohner entflohen, leere Schneckenhäuser, wo keine lebende Schnecke mehr zu finden, dass Veränderungen im Klima noch nicht sehr alten Datums sind und noch fortdauern. Während so einerseits die durchschnittliche Regenmenge in Neu-Mexico, Arizona und östlichen Californien noch immer im Abnehmen be-

Ein Foto Wheelers findet sich hier: http://americanhistory.si.edu/westpoint/images/discover/map/g_w100th.gif.

und die Möglichkeiten von künftigen Militäreinrichtungen, Eisenbahnen, Straßen, Besiedlung und Landwirtschaft erkundet und dokumentiert. Zu den (wechselnden) Expeditionsteilnehmern zählten deshalb nicht nur Surveyors, sondern auch Arbeiter, Pfadfinder, Wissenschaftler verschiedener Disziplinen (z. B. der Chemiker Oscar Loew, Meteorologen, Zoologen), Künstler und Fotografen, u. a. wieder Timothy H. O'Sullivan (s. Abb. 1). Der Titel eines der Berichte darüber lautete: „Report Upon the United States Geological Surveys West of the One-Hundredth Meridian, in Charge of Captain George M. Wheeler, Corps of Engineers, United States Army, under Direction of the Chief Engineers, United States Army".[9]

9 In: The American Naturalist. University of Chicago Press 1891, S. 476.

Den in ›Petermann's geographische Mittheilungen‹ 1877 in Gotha darüber erschienenen Artikel von Oscar Loew ›Lieutenant Wheeler's Expedition in den Vereinigten Staaten westlich vom hundertsten Meridian‹ heftete May ebenfalls gesondert ab (Mays Bibliothek Nr. 817) und machte Anstreichungen und Anmerkungen, z. B.: *Prognostiren des Gegenwärtigen: bald auch verschwunden!* (s. Abb. 5). Das Interesse Mays für Wheelers Expeditionen zeigt, dass May also zumindest zur Namensfindung des Surveyors Wheeler nicht auf Gatschets Buch angewiesen war.

Für die meisten Gebiete von Kalifornien, Nevada, Nebraska, Utah, Arizona, Colorado, New Mexico, Wyoming und Montana waren es die ersten genauen Karten. Sie wurden im ›Topographical Atlas‹ im Maßstab von einem Inch zu acht Meilen (1:506.880, also rd. 1:½ Million) zusammengestellt. Wie Surveyor Karl, machte sich auch Wheeler während der Expedition Notizen, die allerdings nicht in eine Sardinenbüchse passten, denn sie füllten 42 Bände, jeweils getrennt nach verschiedenen Themen. Alles war so akribisch aufgeführt, dass ein Kongressabgeordneter erklärte, er wolle zwar mit der Eisenbahn in den Westen fahren, die Blumen an deren Rand seien ihm jedoch dabei gleichgültig. Zu Ehren Wheelers tragen nämlich viele Namen der neu entdeckten Pflanzen als Art-Epitheton ein ›wheeleri‹, ein latinisiertes Wheeler. Viele Örtlichkeiten im Südwesten der USA wurden nach Wheeler benannt. Allerdings nicht das in Nähe der in *Winnetou, 1. Band* vermessenen Bahnlinie gelegene Städtchen gleichen Namens, welches nach Royal Tyler Wheeler, einem Oberrichter am Texas Supreme Court, heißt. Auch die höchsten Erhebungen von New Mexico und Nevada erhielten ihre Namen ›Wheeler Peak‹ zur Ehre von George M. Wheeler.

Die amerikanische Schriftstellerin Doris O. Dawdy kratzte 1993 am guten Namen Wheelers. Für ihr Buch ›George Montague Wheeler. The man and the myth‹ wertete sie Regierungsakten aus. So war Wheeler auf öffentliche Effekte bedacht, tyrannisch und auch sehr geschäftstüchtig. Zur Ausbeutung der von seinen Geologen ermittelten Bodenschätze gründete er die ›Wheeler Mining Company‹. Noch über hundert Jahre später zogen Angehörige des Hualapai-Stammes (auch Walapai oder Yuma-Apachen genannt) deshalb mit Schadenersatzforderungen vor Gericht. Diese Indianer wurden im Jahre 2007 durch die Errichtung des ›Grand Canyon Skywalks‹ in Arizona, einer Besucherplattform mit Glasgeländer und -boden 1100 m über dem Colorado River, bekannt.[10]

Wheelers Arbeiten führten zur Gründung der ›United States Geological Survey (USGS)‹. Er vertrat die USA 1881 auf dem 3. Internationalen Geographischen Kongress in Venedig. 1888 wurde er im Majorsrang in den Ruhestand versetzt. Er verstarb siebzehn Jahre später in New York.

10 Vgl. dazu auch Manfred Raub: Hualapai – Kiefernwaldmenschen. In: M-KMG Nr. 152/2007, S. 51f. (jb)

Belling

In der Bearbeitung des Karl-May-Verlages ist in *Winnetou I* unerklärlicherweise statt des Namens *Wheeler* der Name „Belling“ zu lesen. Vermutlich geschah die Namensänderung bereits in der letzten Radebeuler Ausgabe von 1941, die jedoch nicht mehr ausgeliefert und 1943 beim Bombenangriff zerstört wurde. Denn im Archiv des Karl-May-Verlages befindet sich ein vom 7.7.1942 datiertes Schreiben des Karl-May-Kenners Ludwig Patsch, worin er mit Gedanken und Anregungen zur ihm von Franz Kandolf übergebenen Neuausgabe von *Winnetou I*, Seite 40 fragt:

„Hier wunderte ich mich, daß die Bellinghusaren aus Bd 47 und der Geheimrat Belling aus Waldröschen III im Surveyor wiedererstanden. Warum sind Sie eigentlich von Wheeler abgegangen? Daß dieser Mann den Far West bereiste, ist ja schließlich kein Unglück. Der ebenfalls genannte Riggs ist ein bekannter Dakotaforscher (vgl. Jb 31, 245!). Schließlich ist der genannte White auch ein Indianerforscher, wozu ich KM selbst als Zeugen aufrufen kann (vgl. Bd 47, 53 wo der Forscher in ‚Herrscher‘ umgewandelt wurde).“[11]

Mit dem von Patsch genannten Indianerforscher White steht der Professor („Vitzliputzli“ in der Bearbeitung) in regem Briefwechsel und will mit diesem ein Werk über Felseninschriften indianischen Ursprungs herausgeben. Obwohl am Rand des am 9.7.1942 beim Verlag eingegangenen Patsch-Briefes der handschriftliche Vermerk „geschr. 8.8.42“ steht, befindet sich im Archiv des Karl-May-Verlags keine Abschrift der Antwort an Patsch. Leider ist der umfangreiche Patsch-Nachlass noch nicht sortiert, sodass hierdurch, sollte sich dort diesbezügliches finden, das Rätsel *Wheeler*/Belling noch nicht gelöst werden kann.

11 Ludwig Patsch: Brief an den Karl-May-Verlag, adressiert an Fräulein Wächter, 1942. Den Text und die Hinweise erhielt ich dankenswerterweise von Herrn Roderich Haug, Lektorat Karl-May-Verlag, Bamberg.

Abbildungsnachweis

Abb. 1: Foto von T. H. O’Sullivan (Wheeler Survey, 1873 Expedition). Fundstelle: Homepage der U. S. Geological Survey Photographic Library (http://library-photo.cr.usgs.gov).

Abb. 2: © 2007: The Regent of The University of California, Berkeley. The Bancroft Library. Bradley & Rulofson.

Abb. 3: Library of Congress Prints and Photographs Division, Brady-Handy Photograph Collection. Washington D. C., 20540 USA.

Abb. 4: R. J. Creswell: Among the Sioux. Minneapolis 1906 (digitaler Reprint des Projekts Gutenberg: www.gutenberg.org).

Abb. 5: Oscar Loew: Lieutenant Wheeler’s Expedition in den Vereinigten Staaten westlich vom hundertsten Meridian. In: Petermann’s geographische Mittheilungen. Gotha 1877, S. 154, 155. Reproduktion aus dem Exemplar des Karl-May-Museums, Radebeul. Dafür Herrn Hans Grunert recht herzlichen Dank.

Christoph Blau

Karl May als Prämie

Über französische Mayausgaben als Livres de prix

Für Jonathan, mit dem Babar
bei uns Einzug hielt.

An anderer Stelle wurde über die frühen Buchausgaben der französischen Mayübersetzungen als Livres de prix ausführlich berichtet.[1] Gemäß langer Tradition im französischen Bildungswesen wurden Bücher als Prämien – sogenannte Livres de prix – für gute schulische Leistungen im jeweils zurückliegenden Jahr an Schüler verteilt, die sich in einzelnen Bereichen ausgezeichnet hatten.

Livres de prix gab es in Frankreich schon seit Mitte des 18. Jahrhunderts. Durch den starken Einfluss der katholischen Kirche auf das Erziehungswesen bis etwa 1870 hatten katholische Provinzverlage wie Mame in Tours, Karl Mays erster französischer Buchverleger, nahezu ein Monopol für diese Bücher, und Mame et fils, die 1889 rund 1000 Mitarbeiter beschäftigten und eine eigene große Druckerei und Buchbinderei unterhielten, waren wohl die Größten in diesem Marktsegment. Durch die Einführung der Lehrfreiheit per Gesetz von 1852 kam es in Frankreich zu zahlreichen Neugründungen von Konfessionsschulen und anderen privaten Bildungseinrichtungen. In diesem dem katholischen Milieu zugehörigen oder zumindest nahe stehenden Bereich nichtstaatlicher Schulbildung war der von Alfred Mame (1811–1893) geführte Verlag sehr aktiv werbend tätig, bot, den Bedarf der Schulen in verschiedenen Bereichen abdeckend, neben Lehr- und Gebetbüchern eben auch Livres de prix an und konnte so seinen Kundenstamm im schulischen Bereich erheblich ausbauen und dauerhaft an sich binden. Ab den frühen 1880er Jahren wurde das staatliche Unterrichtswesen in Frankreich religionsneutral organisiert. Der Einflussverlust der katholischen Kirche im staatlichen Bildungssystem führte bei den Livres de prix zu einer Markteinbuße für die katholischen Provinzverlage wie Mame et fils, während Pariser Verleger wie Hetzel oder Hachette zunehmend an deren Stelle treten konnten. Die Livres de prix bei Hachette beispielsweise hatten als Hauptreihe die ›Bibliothèque des écoles et des familles‹ mit einer durchschnittlichen Auflage von immerhin 25.000 Stück. Man kann sich danach einen Begriff

1 Christoph Blau/Ulrich von Thüna: Karl May in Frankreich (SoKMG 133/2006), S. 11; die nachfolgende Darstellung folgt den dort wiedergegebenen Ergebnissen der Literaturrecherche zum Thema Livres de prix von Ulrich von Thüna.

von der Bedeutung dieses speziellen Marktsegments für Verleger wie Autoren machen. Jedenfalls bei den zahlreichen nichtstaatlichen – kirchlichen oder sonstwie privaten – Bildungseinrichtungen dürfte Mame auf Grund der Betriebsgröße und der verlegerischen Erfahrung im Bereich der Livres de prix trotz der neuen laizistisch ausgerichteten Schulpolitik ein erheblicher Marktanteil bei den Prämienbüchern verblieben sein.

Zur Zeit Mays und darüber hinaus bis ins 20. Jahrhundert hinein waren die Livres de prix häufig großformatige rot gebundene und reich mit Goldornamenten verzierte Leinenbände[2]. Es mag überraschen, dass diese Buchpreise keinen Bezug zum Unterrichtsstoff haben mussten, sondern auch abenteuerliche Jugenderzählungen wie die Mayne-Reids, Coopers oder eben Mays als Livres de prix verliehen wurden, jedenfalls wenn diese für erzieherisch wertvoll erachtet wurden. Bewusst im Rahmen dieses Anforderungsprofils präsentierten Karl Mays französische Verleger Mame et fils die übersetzten Abenteuergeschichten unseres Autors, indem in Vorworten der Übersetzerin die (katholisch-)christliche und moralische Tendenz des Erzählten betont wurde.[3] Die Maytitel fanden Aufnahme in des Verlages ›Bibliothèque des familles et **des maisons d'éducation**‹[4] und waren somit für die Käuferzielgruppe der Bildungs- und Erziehungseinrichtungen mit Sicherheit in Katalogen und Verzeichnissen des im diesem Bereich aktiven Publikationshauses als mögliche Livres de prix präsent. Es nimmt daher nicht wunder, dass es Mame gelang, seine Mayübersetzungen

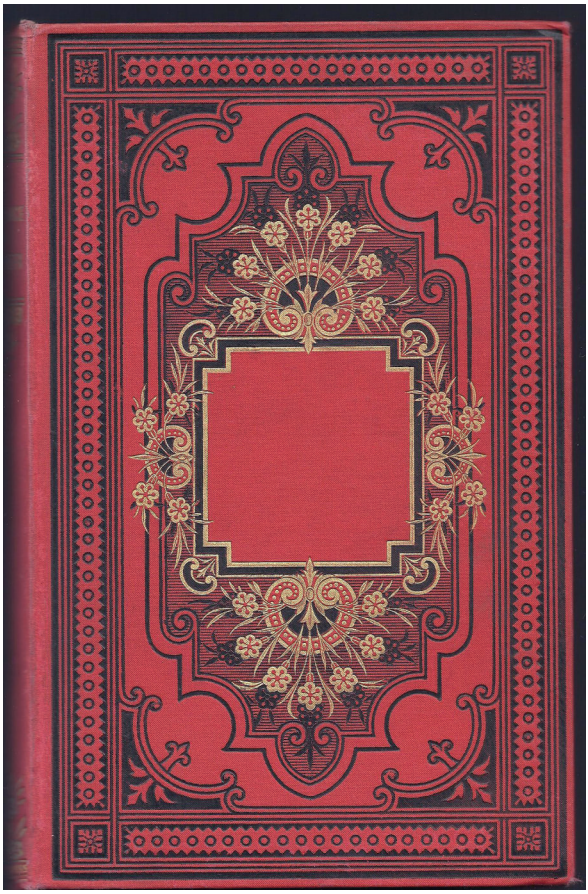


Abb. 1. Einer der frühesten bekannten Originaleinbände einer französischen Mayausgabe bei Mame et fils, der nach dem herrschenden Zeitgeschmack einem typischen Livre de prix entsprach: Großformat, Einbandmaterial rotes Leinen (percaline), reiche dekorative Gold- (und zusätzliche Schwarz-)prägung. In die freie Fläche in der Mitte des Vorderdeckels konnte mit Prägeschrift ggf. auch der Name der preisverleihenden Schule aufgebracht werden. Der Einband fand (teils auch in blauem oder grünem Leinen) für die ersten beiden Auflagen von ›La vangeance du farmer‹ (1884/85) Verwendung.

2 In französischen Antiquariatsangeboten finden sich daher nicht selten Beschreibungen wie „cartonnage rouge et or type livre de prix".

3 Vgl. Blau/von Thüna, wie Anm. 1, S. 14.

4 Vgl. ebd., Nr. M.2.3 der dortigen Bibliographie; Hervorhebung durch den Verfasser.

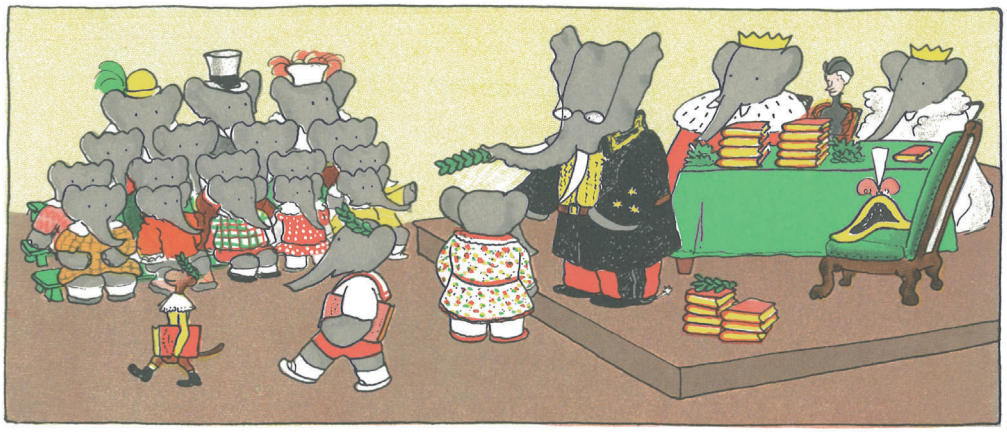


Abb. 2. Preisverteilung zu Schuljahresende mit typischen Livres de prix als Prämien in dem französischen Kinderbuch ›König Babar‹ (1933).

erfolgreich im Marktsegment der Livres de prix, in welchem der Verlag ohnehin seit langem ein Standbein hatte, unterzubringen, wie zahlreiche auf uns gekommene französische Maybände, die als Livres de prix erkennbar sind, belegen. Diese Vermarktungsmöglichkeit mag auch der Hintergrund für die Hinwendung des Verlages zu einem größeren, wirklich repräsentativen Quartformat für seine zunächst überwiegend im Kleinformat vorgelegten Maytitel ab 1891[5] bzw. für das zeitgleiche Nebeneinander klein- und großformatiger Ausgaben identischer Titel in den 1920/30er Jahren[6] gewesen sein. Es kann angenommen werden, dass ein erheblicher Prozentsatz des Umsatzes, den Mame et fils mit ihren Mayübersetzungen erzielten, auf die Livres de prix entfielen. Für die Verbreitung der entsprechenden Maytexte in Frankreich kann dieses Prämienwesen in den verschiedensten Erziehungseinrichtungen und Lehranstalten kaum überschätzt werden. Daher wollen wir versuchen, alte französische Karl-May-Bücher als Livres de prix an einigen Beispielen anschaulich zu machen. Es gab bei den Prämienbänden eine erhebliche Bandbreite an Erscheinungsformen, die Mame et fils zu bedienen wussten.

Wenn eingangs zitiert wurde, dass es sich bei den Livres de prix ab Ende des 19. Jahrhunderts zumeist um großformatige rote Leinenbände handelte, so soll dies allgemeingültig mit einer Abbildung aus einem klassischen französischen Kinderbuch, das erstmals 1933 erschien, belegt und illustriert werden. Es handelt sich um die Darstellung einer Preisverleihung in einer – zugegebenermaßen besonderen – Schule in Jean de Brunhoffs (1899–1937) Bilderbuchklassiker ›König Babar‹.[7] Die Schüler Arthur und Zephir werden hier dargestellt, wie sie „bei der Preisverteilung“, an der Lehrerin, Schüler und Eltern sowie der Schulpatron König Babar nebst Gattin teilnehmen, „gemeinsam den ersten Preis

5 Ebd., S. 22ff., Nr. M.2.2–5, M.3.2–3, M.4.2, M.6.2 in der dortigen Bibliographie.

6 Vgl. ebd., Nr. M.7 in der dortigen Bibliographie als Beispiel.

7 Jean de Brunhoff: König Babar. Zürich o. J., S. 32.

für Musik erhalten“. Die Preise, großformatige, rot gebundene und offenbar mit Goldschnitt versehene Livres de prix werden von den beiden kleinen Kinderbuchhelden stolz davongetragen, während weitere Geschenkbücher in Stapeln zur Verteilung an die anderen Preisträger bereitliegen. Der hier dargestellten, für Livres de prix offenbar weit verbreiteten Buchgestaltung entsprachen zahlreiche bekannte Bucheinbände von Maybänden bei Mame et fils, wobei teilweise die Lorbeerzweige, die bei Jean de Brunhoffs bildlicher Schilderung der Preisverleihung gesondert zu sehen sind, als geprägte Einbandornamente der Bücher gleich mitgeliefert wurden.[8] Mame et fils hatten aber nicht nur zahlreiche verschiedene rot-goldene Leineneinbände, bei denen auf Grund des Variantenreichtums kaum ein Überblick zu gewinnen ist, im Programm, sondern auch ebensolche in Halbleder[9] oder Pappe mit einem eine Leinenstruktur imitierenden Bezugspapier.[10] Dem – wie de Brunhoffs Illustration zeigt – offenbar bis ins 20. Jahrhundert herrschenden Geschmack für die Gestaltung der Livres de prix dürfte wohl auch der Entwurf für eine ansonsten seltsam aus der Zeit gefallene Einbandvariante in roter Perkalinoptik aus den 1920/30er Jahren verpflichtet gewesen sein.[11]

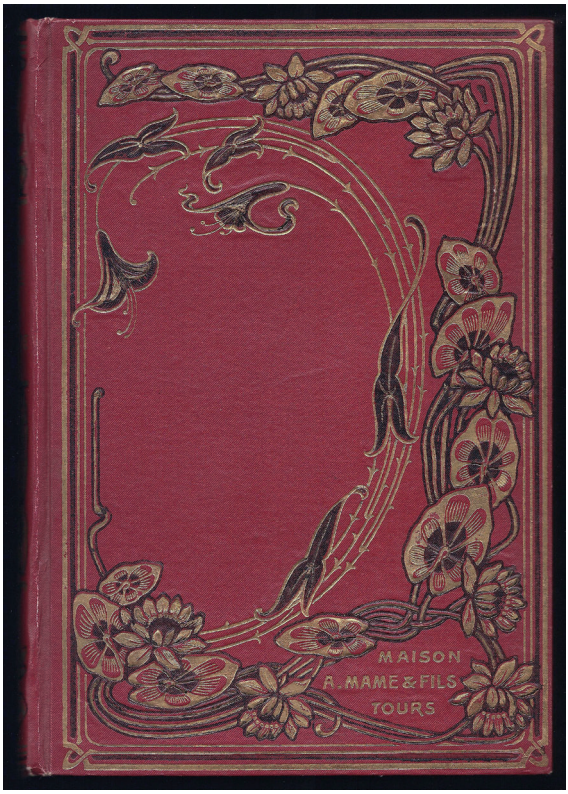


Abb. 3. Auch in den 1920/30er Jahren noch lieferte Mame seine Bücher in traditionellen Vorstellungen von Livres de prix entsprechenden rotgoldenen Einbänden. Dieselben Titel waren auch in moderneren illustrierten Einbänden erhältlich.

Neben solchen roten Bänden hat der Verlag aber auch – wahrscheinlich je nach Geschmack des für die Preisverteilung bestellenden Auftraggebers – Bindequoten

8 Vgl. ebd., Abb. 8 (diesen Einband gab es für mehrere Maytitel auch in rotem Leinen) sowie Nr. M.2.4 der dortigen Bibliographie.

9 Vgl. ebd., Nr. M.3.3 in der dortigen Bibliographie; dieser Einband konnte mittlerweile auch für M.2.3 und M.6.2 nachgewiesen werden.

10 Vgl. ebd., Abb. 11.

11 Vgl. Abb. 3; dieser Einband ist für verschiedene Titel nachgewiesen; vgl. Blau/von Thüna, wie Anm. 1, Nr. M.7.2, M.9.2, M.11.2 in der dortigen Bibliographie. Dass sich insoweit der Geschmack des französischen Lesepublikums von hergebrachten Gestaltungsmerkmalen schwer zu lösen vermochte, dokumentiert – ein Beispiel aus einem anderen Genre – auch der ganz im Stil des ausgehenden 19. Jahrhunderts gehaltene, ebenfalls rote, üppig goldverzierte historisierende Einband der ersten Hachetteausgabe von Astrid Lindgrens ›Pippi Langstrumpf‹ aus dem Jahr 1951, wobei zu diesem seinerzeit ultramodernen Kinderbuch der Einband noch weniger passen mochte, als der erwähnte Jugendstildekor verwendende Mameeinband aus den 1920/30er Jahren für Mays immerhin aus dem 19. Jahrhundert stammende Texte.

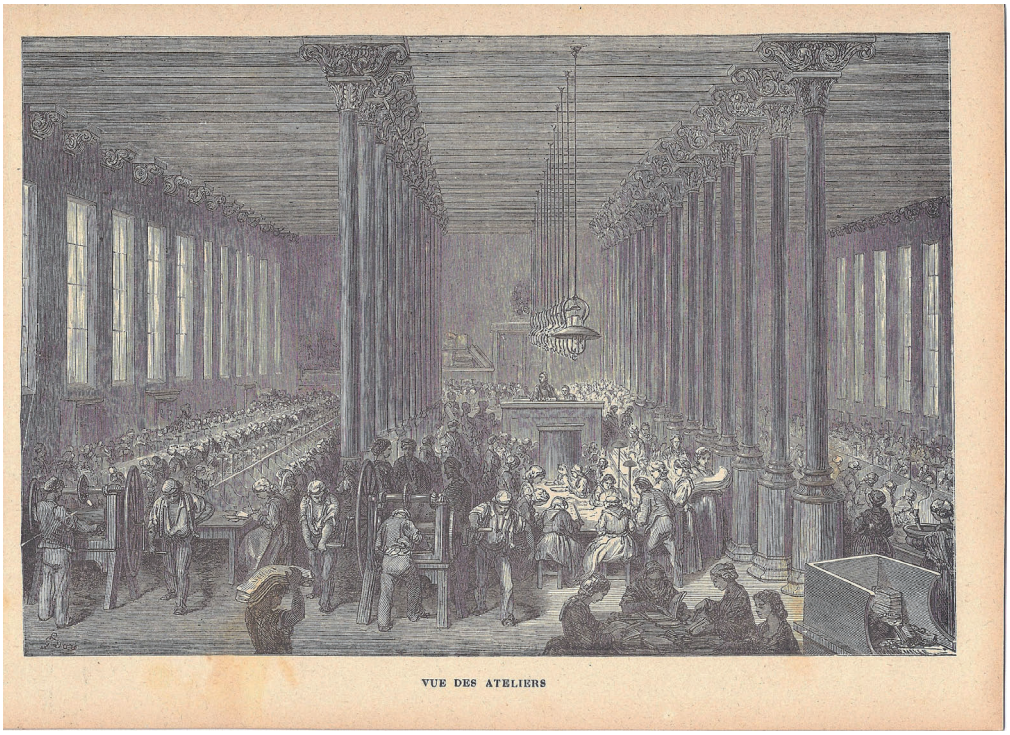


Abb. 4. Zeitgenössische Darstellung der Buchbinderei des Verlages Mame et fils in Tours, wo die ersten französischen Karl-May-Bücher erschienen.

in anderen Einbandfarben hergestellt.[12] Die Variationsbreite bei den erhältlichen Einbänden mag bei der Betriebsgröße von Mame und der anzunehmenden beträchtlichen Höhe der Auflagen überraschen. Eine zeitgenössische bildliche Wiedergabe der eigenen Buchbinderei[13] des Verlags zeigt trotz der gigantischen Ausmaße der Werkstatt (Abb. 4), dass ein erheblicher Anteil der Arbeit in Handarbeit erfolgte und es somit anders als bei einer ausschließlich automatisierten Herstellung auch ohne Probleme möglich war, für die verlegten Bücher nach (etwaigen) unterschiedlichen Kundenwünschen eine breitere Palette von verschiedenen Einbandgestaltungen zu verwirklichen. Die meisten dieser Einbände aus dem ausgehenden 19. Jahrhundert haben dabei einen wohl zeittypischen Hang zu einer gewissen Üppigkeit des Dekors gemeinsam.

Etwa mit dem Zweiten Weltkrieg fand die langjährige Tradition der Preisverleihung mit Verteilung von Buchprämien an erfolgreiche Schüler in den französischen Lehranstalten ihr Ende.

Haben wir bislang uns dem Phänomen der Livres de prix eher allgemein genähert und festgestellt, dass Mays Verleger Mame et fils auf dem Markt dieser Buchprämien sehr präsent waren und zahl-

12 Vgl. etwa Blau/von Thüna, wie Anm. 1, Abb. 8, 10 sowie im Farbteil Abb. A und D. Weitere andersfarbige Bände werden in der Beschreibung der Bucheinbände der dortigen Bibliographie nachgewiesen.

13 Pierre Lefranc: Les contemporains. Alfred Mame (1811–1893). O. O. u. J. [wohl aus einem nicht ermittelten Sammelwerk oder Periodikum der 1890er Jahre], S. 5.

reiche bekannte Maybände aus den 1890er Jahren und sogar bis erste Drittel des folgenden Jahrhunderts hinein buchgestalterisch den Vorstellungen entsprachen, die man sich seinerzeit gemeinhin von einem repräsentativen Preisband machte, so wollen wir uns jetzt an einigen Beispielen noch verschiedene unzweifelhaft als Livres de prix vergebene Maybände ansehen.

Ein rot-goldener Pappband mit Mays ›Une visite au pays du diable‹ in der großformatigen Ausgabe von 1895[14] ist durch ein auf dem vorderen Spiegel geklebtes Schildchen einer ›Institution Mlles Verney & Frilley‹ als Livre de prix belegt. Die Preisträgerin erhielt das Buch im Sommer 1898 für ihre guten Leistungen auf dem Gebiet der Naturgeschichte überreicht (Abb. 5). Ähnliche, analog einem Exlibris auf dem vorderen Innendeckel eingeklebte Papierzettel finden sich nicht selten in alten französischen Maybänden und belegen die Vielfalt des – vor allem nichtstaatlichen – damaligen Bildungs- und Erziehungswesens. Daneben kann vermutet werden, dass Mamebände auch ohne diese Schildchen als Livres de prix verteilt wurden oder dass diese Preiszettel lose beigelegt waren bzw. dass die Bücher lediglich mit einem entsprechenden Eintrag oder einer Widmung versehen waren. So ergibt sich beispielsweise bei einem Mameband aus dem Besitz des Verfassers lediglich aus einem handschriftlichen Eintrag auf dem Schmutztitel, wonach der Preis („prix“) von einer Freundin der Schule gestiftet worden wäre, dass es sich bei diesem Exemplar um ein Livre de prix handelt.

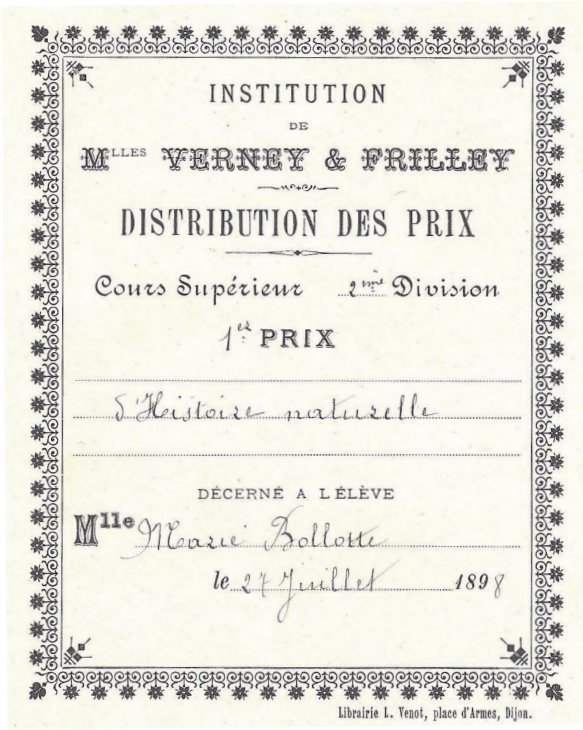

INSTITUTION
DE
M[LLES] VERNEY & FRILLEY
DISTRIBUTION DES PRIX
Cours Supérieur 2me Division
1er PRIX
L'Histoire naturelle
DÉCERNÉ A L'ÉLÈVE
Mlle Marie Bollotte
le 27 Juillet 1898
Librairie L. Venot, place d'Armes, Dijon.

Abb. 5. Zettel vom vorderen Spiegel eines Exemplars von Mays ›Une visite au pays du diable‹ (1895), wonach dieses Buch als Preis für gute Leistungen in Naturgeschichte verliehen wurde.

Aufwändiger und sicher deutlich kostspieliger als das bloße Einkleben eines Zettelchens war eine Einbandprägung, wodurch das Buch auch nach außen hin als Buchpreis und zugleich Andenken an die Schulzeit und die besuchte Bildungseinrichtung dauerhaft gekennzeichnet wurde. Dieser Möglichkeit der Verewigung der preisverleihenden Lehranstalt auf dem Einband scheinen Mame et fils bewusst buchgestalterisch entgegengekommen zu sein, indem die Einbände ihrer großformatigen Ausgaben häufig auf dem vorderen Buchdeckel ein ansonsten merkwürdig funktionslos anmutendes freies Feld für

14 Blau/von Thüna, wie Anm. 1, Abb. 11 und M.3.3 der dortigen Bibliographie.

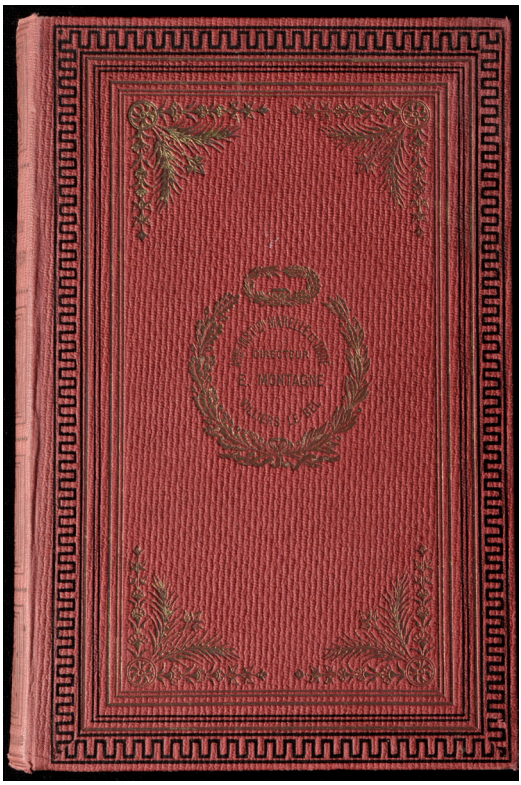


Abb. 6 (links). Die Bildungseinrichtungen konnten sich auf den Vorderdeckeln der Verlagseinbände in offenbar vom Dekor bewusst freigelassenen Flächen verewigen. Hier ein Exemplar von ›Une visite au pays du diable‹ (1892).

Abb. 7 (rechts). Am exklusivsten waren Livres de prix mit einem eigens von der Schule nach den Vorstellungen von deren Leitung buchbinderisch gefertigtem Einband. Bei diesem Exemplar der Erstausgabe von ›La vengeance du farmer‹ (1884) hat der Direktor des Lehrinstituts dabei den Einband des Buchpreises sogar mit seinem Namen versehen.

eine solche Prägung enthielten,[15] welches nur sehr selten verlagsseitig mit einer Titelprägung ausgefüllt war,[16] teilweise aber eben den Namen des Instituts, welches mit dem Buch seinen fleißigen Zöglingen eine Anerkennung zuteilwerden ließ, in edler Goldprägung in sich trug. Hierfür wollen wir ein Beispiel geben (Abb. 6): ein Exemplar der zweiten Auflage von ›Une visite au pays du diable‹;[17] das zugehörige Buch wurde in einem Pensionat Martin-Tallier aus Enghien als Preis verliehen. Wir können wohl annehmen, dass diese Einbandprägungen von den Großkunden, die die Schulen nun einmal waren, welche für ihre Jahrgangsbesten in diversen Fächern und Klassenstufen alljährlich erheblichen Bedarf an Preisbüchern hatten, beim Verlag gegen Aufpreis bestellt werden konnten. Ebenso konnten diese Besteller

15 Vgl. etwa ebd., Abb. 11 und 17 sowie Abb. A im Farbteil.

16 Vgl. ebd., Abb. 8 und Abb. D im Farbteil.

17 Ebd., Nr. M.3.2 der dortigen Bibliographie.

wahrscheinlich stattdessen auch eine Titelprägung für die beschriebenen ›freien Flächen‹ auf den Vorderdeckeln ordern, wie die Großabnehmer offenbar auch die Auswahl aus einem gewissen Spektrum bei Einbandgestaltung und -material hatten und bewusst haben sollten, um nicht nur den sicher durchaus unterschiedlichen Budgets für Buchgeschenke, sondern auch dem persönlichen Geschmack Rechnung zu tragen. Anders lässt sich die heute noch nachweisbare große Variationsbreite bekannter Einbände für jeweils dieselbe Buchausgabe von Mame[18] kaum schlüssig erklären.

Die für die preisverleihende Schule sicher kostspieligste Möglichkeit, zu einem Livre de prix zu kommen, das dem Geschmack der Entscheidungsträger in der Lehranstalt und deren Vorstellungen von der Bedeutung des von ihnen geleiteten Instituts entsprach, war schließlich die, beim Verlag oder im Buchhandel broschierte Exemplare zu bestellen, sogenannte Interimsbroschuren mit gehefteten und unbeschnittenen Druckbögen,[19] und diese dann mit einem Aufwand handwerklich binden zu lassen, der einem Geschenk einer besonderen Bildungseinrichtung für ihre besten Studierenden gerecht wurde. Unter diese Kategorie auf uns gekommener Livres de prix zählt offenbar ein Exemplar der Erstausgabe von ›La vengeance du farmer‹[20], auf dessen Einband sogar der Direktor der ›Ancienne Institution Marrelle et Dode‹ aus dem seinerzeit beschaulichen Villiers-le-bel seinen Namen in Gold hat prägen lassen (Abb. 7). Denselben Weg bei der Beschaffung seiner zu verleihenden Livres de prix beschritt auch das altehrwürdige Collège Stanislas in Paris, das ganz nach der herrschenden Vorstellung vom äußeren Erscheinungsbild eines Livre de prix im ausgehenden 19. Jahrhundert rote Halblederbände mit dekorativer Goldprägung als Preisbücher herstellen ließ,

Abb. 8. Ausgangsmaterial exklusiv für bestimmte Schulen eingebundener Livres de prix dürften broschierte Ausgaben der Mamebände gewesen sein, wie dieses Exemplar der zweiten Auflage von ›Les pirates de la Mer Rouge‹ (1891).

18 Die Beschreibungen der bekannten Einbände der großformatigen Mamebände bei Blau/von Thüna, wie Anm. 1, in der dortigen Bibliographie dürften die ganze Vielfalt unterschiedlicher Buchgestaltungen bei weitem nicht abdecken.

19 Entsprechende Broschurumschläge sind etwa bildlich dokumentiert ebd., Abb. 4 und 5.

20 Ebd., Nr. M.1.1 der dortigen Bibliographie.

die auf dem Deckel Wappen und Wahlspruch des Collège tragen. Als Beispiel können wir hier ein Exemplar der dritten Auflage von Mays ›Les pirates de le Mer Rouge‹[21] bildlich wiedergeben (Abb. 9). Viel exklusiver und gleichwohl den damals allgemein verbreiteten Standards zum Aussehen eines Livre de prix entsprechend, konnte ein Buchgeschenk für auszuzeichnende Eleven wohl kaum daherkommen.

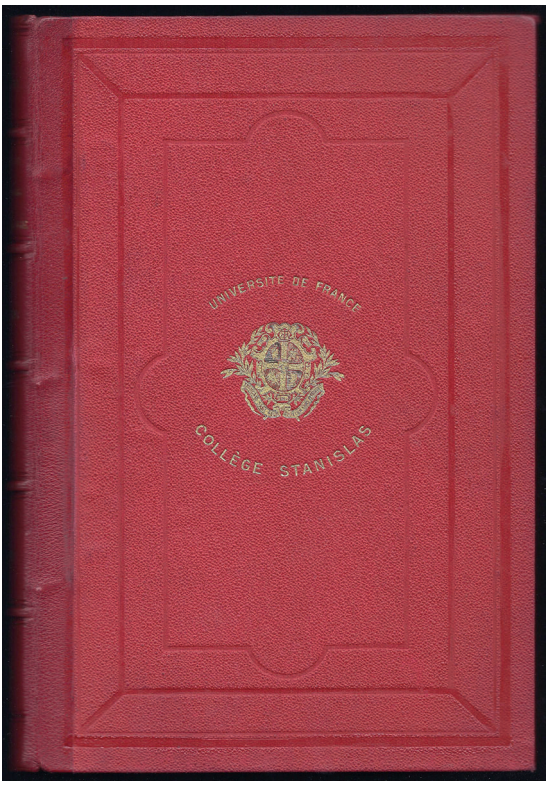


Abb. 9. Je renommierter eine Bildungseinrichtung war, desto dezenter konnte offenbar die Gestaltung des exklusiv angefertigten Preisbucheinbandes ausfallen: ›Les pirates de la Mer Rouge‹ (1892) als Livre de prix des ehrwürdigen Collège Stanislas.

Ob es ein vergleichbares landesweit verbreitetes und ähnlich etabliertes Buchprämienwesen wie in Frankreich auch in anderen Ländern auf unserem Globus gegeben hat, wissen wir nicht. Von einem nichtfranzösischen Livre de prix, das sich in der Bibliothek des Verfassers befindet, wollen wir jedoch zum Ende unserer Betrachtungen noch berichten. In den 1920er Jahren erhielt ein Master Boehme, Schüler an dem australischen St. Stanislaus' College in Bathurst, New South Wales – die Namensgleichheit mit dem noch eben erwähnten Collège Stanislas in Paris ist trotz des gleichermaßen katholischen Hintergrundes beider Institutionen wohl mehr oder weniger zufällig –, als „prize" für seine guten Leistungen im Fach Musik ausweislich eines auf dem vorderen Innendeckel des Einbandes eingeklebten Papierschildchens, das wir hier wiedergeben, ein englischsprachiges Buch von dem Schulleiter überreicht. Es gibt, nebenbei bemerkt, für diese Lehranstalt im fernen Australien einen wenn auch schwachen Bezug zum von uns ansonsten hier thematisierten Frankreich als Land der Livres de prix, indem die das College leitenden Patres der ursprünglich 1833 in Paris gegründeten Gemeinschaft des heiligen Vinzenz von Paul zugehörig sind und sich damit auf die Traditionen des aus der südfranzösischen Gascogne stammenden Saint Vincent de Paul

21 Ebd., Nr. M.2.3 der dortigen Bibliographie.

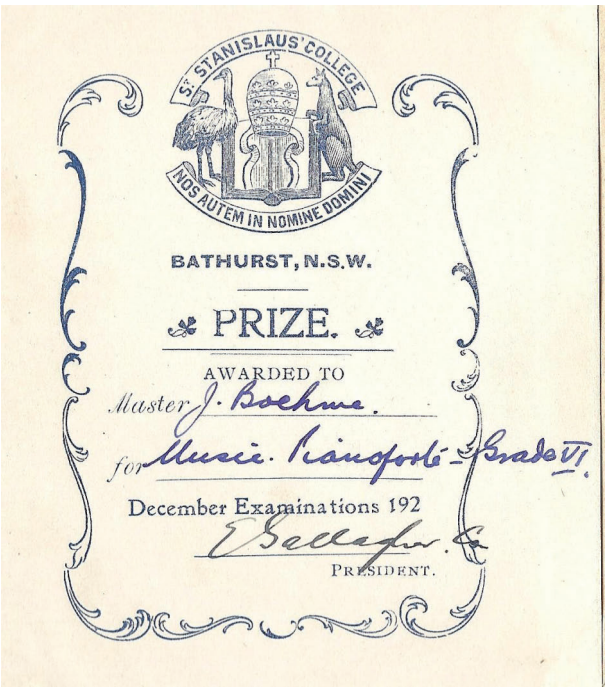


Abb. 10. Livres de prix gab es – wenngleich ohne die lange Tradition und landesweite Verbreitung wie in Frankreich – auch in anderen Teilen der Welt: eingeklebter Zettel aus einem in Australien als Preis verliehenen Exemplar von ›Winnetou the Apache Knight‹.

(1581–1660) berufen.[22] Das Preisbuch, das Master Boehme für sein gelungenes Spiel auf dem Pianoforte in Empfang nehmen durfte, trägt den Titel ›Winnetou the Apache Knight by Marion Ames Taggart‹.[23]

Den Herren Prof. Dr. R.-D. Kahlke, Weimar, und Dr. U. von Thüna, Bonn, habe ich für ihre freundliche Unterstützung zu danken.

22 So die Internetseite der heute noch existierenden Schule: www.millenniumschools.net.au/stannies.

23 Es handelt sich um die bekannte amerikanische Mayübersetzung, hier eine Ausgabe von ca. 1923–25 ohne Nennung Mays auf dem Titelblatt; vgl. allgemein Wolfgang Hermesmeier/Stefan Schmatz: Winnetou, the Apache Knight. Jack Hildreth Among the Indians (I). Karl-May-Ausgaben in den USA. In: Karl May & Co. 87/2002, S. 34–39; nach der dortigen Bibliographie handelt es sich bei dem erwähnten Buch um ein Exemplar der Auflage WAK.7.

Martin Lowsky

Rudolf Virchow, Karl May und der Geist der Wissenschaften

Der an den Sprachen und den Kulturen der Welt interessierte Abendländer, der lerneifrige Wissenschaftler – sie sind ein Thema in Karl Mays Reiseerzählung *Im Lande des Mahdi*. Hier einige Stellen:

Du kennst also auch den Kuran? Ja, du bist ein gelehrter Mann, sagt ein Ägypter zu dem Helden aus Deutschland.[1] An einer weiteren Stelle erklärt der Held absichtlich polemisch: *An unsern Medressen* [Hochschulen] *aber giebt es sehr gelehrte und sehr berühmte Männer, welche mit ihren Schülern den Kuran studieren und denselben wenigstens, ich sage wenigstens, ebenso genau kennen wie eure Professoren.*[2]

Einmal gibt es diesen Dialog zwischen einem Moslem und dem Helden:

»Es soll Christen geben, welche den Kuran kennen, so vollständig auswendig aber wie ein Moslem kann kein Giaur ihn lernen. Ich bin überzeugt, daß wenn man einem Ungläubigen die Sure El Kuiffar vorbetet, er sie nicht richtig nachsprechen kann. Kennst du sie?«

»Ja.«

»Kannst du sie auch ohne Fehler hersagen?«

»Vielleicht, wenn du sie mir richtig und deutlich vorsprichst.«

Ich brauchte sie mir nicht vorsagen zu lassen, denn ich konnte und kann sie auswendig.[3]

Solche Darlegungen finden sich auch ganz woanders. In den ersten Monaten des Jahres 1891, ungefähr in der Zeit, als May *Im Lande des Mahdi* niederschrieb, erschien (in drei Folgen) in der Zeitschrift ›Die Gartenlaube‹ eine Hommage Rudolf Virchows an seinen Freund, den Antike-Forscher und Weltreisenden Heinrich Schliemann (1822–1890), der kurz zuvor verstorben war. Darin beschreibt Virchow eine gemeinsame Nilreise der beiden Männer. Auch hier geht es also nach Ägypten. Virchow sagt:

„Es wird eine der anziehendsten Erinnerungen für mich bleiben, mir die Abende zurückzurufen, die wir damals in Nubien verbrachten. Wir waren am 3. März [1888] in einem nubischen Dorfe des linken Nilufers angelangt, um die in der Nähe befindlichen gigantischen Felsentempel des großen Ramses genauer zu studieren. […] Die muselmännischen Bewohner von Ballanye – so heißt das Dorf – hatten uns freundlich aufgenommen und jeder Tag brachte uns in engere Beziehungen zu ihnen. Es war bald bekannt, daß ich ein Arzt sei, und meine Praxis mehrte sich schnell. Von Schliemann aber erkannten sie sehr

1 Karl May: *Im Lande des Mahdi*. Bd. 1 (GR XVI), S. 219.
2 Karl May: *Im Lande des Mahdi*. Bd. 2 (GR XVII), S. 103.
3 Ebd., S. 387.

bald, daß er ein gelehrter Kenner des Arabischen sei. In ganz Ballanye gab es nur eine Person, die Arabisch lesen konnte, den Imam. Schliemann aber las nicht bloß, er schrieb auch. Ihm zuzusehen, wie die arabischen Schriftzüge aus seiner Hand entstanden, war ein Schauspiel von dem höchsten Interesse für die Leute, und als gegen Ende der Woche, die wir in Ballanye zubrachten, endlich eine Botschaft durch Bewaffnete von Wadi Halfa zu uns durchdrang und Schliemann einen arabischen Antwortbrief vor aller Augen verfaßte, da betrachteten sie ihn wie einen Wundermann. Seine höchsten Triumphe feierte er jedoch abends, wenn die Nacht plötzlich niedersank und die Sterne über uns zu glänzen begannen, fern über dem Horizont das Kreuz des Südens erschien und außer dem leisen Rauschen des gewaltigen Stromes kein Geräusch mehr hörbar blieb. Dann kamen die Nachbarn herbei und Schliemann recitirte ihnen Abschnitte des Koran.“[4]

Kein Zweifel, diese Schilderung und die vorhin genannten May’schen Passagen sind einander geistig nahe. Noch dieser Hinweis: Auch das Motiv des Ägypten-Reisenden, der nicht Arabisch kann und von daher um Geld betrogen wird, findet sich bei Virchow und May.[5]

Man kann bei Virchow wie bei May kritisieren, dass sie in ihren ›Heldenberichten‹ – so möchte man ihr Erzählen bezeichnen – nicht sensibel genug sind für die Eigenständigkeit einer ihnen fremden Kultur. Doch das wäre ein moderner Standpunkt, zu dem wir diese Männer von damals nicht verpflichten können. Wesentlich ist vielmehr dies: Der Kern der Schilderungen von Virchow und May ist eine Lobpreisung von Lernwille und Lernfleiß. Aus ihnen spricht eine unbedingte Hingabe an die Wissenschaften und zugleich an die vielfältige Wirklichkeit der Welt. Ein intellektueller Globalisierungsschub bildet sich hier ab. Das späte 19. Jahrhundert war, das sehen wir hier, die Epoche der Wissenschaft – aber nicht nur der mutig und erfolgreich entdeckenden Wissenschaft, sondern auch des disziplinierten, wissenschaftlich fundierten Arbeitens und Lernens.

Virchows Text in der ›Gartenlaube‹ haben wir zitiert nach Christian Andree: Rudolf Virchow. Vielseitigkeit, Genialität und Menschlichkeit. Ein Lesebuch. Hildesheim u. a.: Olms 2009. Ich möchte diesen Blick ins 19. Jahrhundert weiterführen und stelle dieses exzellente Lesebuch vor.

Es ist dem großen Arzt, Sozialpolitiker (und Bismarck-Gegner!), Anthropologen und Ethnologen Rudolf Virchow (1821–1902) gewidmet, und es ist ein geistiger Gewinn und ein Lektüregenuss für jeden, der sich für das Denken und das Leben in jener Epoche interessiert. Rudolf Virchow, von Hause aus Mediziner und ein Pathologe von Weltruf, kämpfte auf allen Feldern des

4 Rudolf Virchow: Erinnerungen an Schliemann. II. In: Die Gartenlaube 7/1891. Zit. nach: Christian Andree: Rudolf Virchow. Vielseitigkeit, Genialität und Menschlichkeit. Ein Lesebuch. Hildesheim u. a. 2009, S. 225f. – Heinrich Schliemann beherrschte viele Sprachen; vgl. Eckehard Koch: Mit Karl May von Amerika über China und Afrika nach Norland. Assoziationen zu Karl May 4: Sprachgenies. In: M-KMG 164/Juni 2010, S. 59–63 (60).

5 Vgl. Andree, wie Anm. 4, S. 227, und May, wie Anm. 1, S. 2f.

Gesundheitswesens – von seinem Vorgehen gegen Kurpfuscherei und seinem Eintreten für das kostenlose Medizinstudium bis zum von ihm veranlassten Bau der Berliner Abwasser-Kanalisation –, er engagierte sich im Bildungswesen – Freiheit und Wohlstand bezeichnete er als die „Töchter" der Bildung –, er analysierte mutig die menschliche Natur – gegenüber den konservativen Kreisen der Kirche hat er sich mit Galilei verglichen. Er hat auf seinen Reisen selbst Ausgrabungen unternommen, und er hat Schliemann vor voreiligen Theorien gewarnt. Seine Appelle und Verlautbarungen verdienen für alle Zeiten Bewunderung. Das Lesebuch, das Reden, Gutachten und Briefe von Virchow enthält, ist zusammengestellt und vorzüglich kommentiert von dem Medizinhistoriker, Literaturwissenschaftler und Virchow-Biographen und Virchow-Editor Christian Andree. Es ist eine frappierende Publikation.

Ein Höhepunkt in diesem Virchow-Lesebuch sind die Auszüge aus den ›Mittheilungen‹ (1848) des 26-jährigen Rudolf Virchow über die Fleckfieber-Epidemie in Oberschlesien. Virchow hatte die darniederliegende Region bereist. In seinen ›Mittheilungen‹ wird sichtbar, dass sich Virchow zutiefst engagierte; seine Vorgesetzten im Berliner ›Medicinalministerium‹ hatten nur einen nüchternen medizinischen Bericht erwartet. Wie Virchow hier das körperliche, materielle und psychische Leiden der Bevölkerung gleichsam seziert und beschwörend anklagt, wie er ohne Furcht die Hauptschuld der preußischen Verwaltung zuspricht, diesem „ganzen Kram von Hierarchie, Bureaukratie und Aristokratie"[6], und dabei den Bogen spannt vom armen Schlesien zum Untergang der „nordamerikanischen Rothhaut" und zur Pest um 1848 in Ägypten[7], und wie er schließlich die Vision von einer zukünftigen freien demokratischen Gesellschaft ausspricht, die die „Hälfte des Tages auf die Bildung des Geistes" verwenden kann[8] – dies ist ein mitreißendes Dokument großer Humanität. Und gleichzeitig ein Zeugnis von Virchows scharfem analytischen Verstand. Es ist erstaunlich, zu welchem Reformwillen, genauer: zu welchem wissenschaftlich abgesichertem Reformwillen, einzelne Männer des 19. Jahrhunderts sich bekannten. Wer die Literatur dieses Jahrhunderts liebt, sollte auch einige Texte von Virchow kennen.

Noch ein Zitat aus diesem Lesebuch. Der letzte Text darin ist ein Lebensrückblick des 80-jährigen Rudolf Virchow, und im Schlussabsatz steht seine Aufforderung: „vertraut dem Volke und arbeitet für dasselbe, dann wird auch euch der Lohn nicht fehlen"; eine Aufforderung, die er sogar sein „Glaubensbekenntniss" nennt.[9] Eine ähnliche Äußerung gibt es von dem alten Karl May: *Für wen sollten meine Bücher geschrieben sein? Ganz selbverständlich für das Volk, für das ganze Volk, nicht nur für einzelne Teile desselben, für einzelne Stände, für einzelne Altersklassen.*[10]

6 Andree, wie Anm. 4, S. 65.
7 Ebd., S. 65–68.
8 Ebd., S. 77.
9 Ebd., S. 292.
10 LuS, S. 147.

Erwin Müller

Die Fundstelle (40)

Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts wurde immer mal wieder über William Shakespeares wahre Identität gestritten und versucht, ihn als Verfasser der unter seinem Namen erschienenen Dramen und Gedichte anzuzweifeln. Vor kurzem hat Kurt Kreiler mit seinem Buch ›Der Mann, der Shakespeare erfand. Edward de Vere, Earl of Oxford‹[1] einen neuen Vorstoß in diese Richtung unternommen und sich damit einen totalen Verriss im Feuilleton eingehandelt. Dass in dieser Rezension[2] neben Günter Grass und Friedrich Schiller auch Karl May vom Verfasser als ›Beleg‹ gegen die Thesen des Buchautors herangezogen wird, macht das folgende Zitat für Schar-lihs Freunde besonders lesenswert:

„Wer schrieb die ›Blechtrommel‹? Nun, wie bereits die flüchtige Lektüre des Romans zeigt, suchen wir einen Zwerg, der Glas zersingen kann. Günter Grass scheidet also von vornherein aus. Erstaunlich, dass die sonst so scharfsinnige Literaturkritik das bis heute nicht bemerkt hat. Dass Friedrich Schiller ›Fiesko‹ oder ›Don Carlos‹ geschrieben haben könnte, kann als ausgeschlossen gelten. Der Sohn eines Feldschers war nie in Genua oder Madrid und kannte nur das Leben am Hofe der kleinen Herzogtümer von Württemberg und Weimar. Aber die Literaturwissenschaft wird das nie zugeben. Das würde zuviele akademische Karrieren gefährden. Und Karl May? Unvorstellbar, dass ein Sachse aus der Provinz das Leben von Cowboys, Indianern, Kurden und Arabern ohne eigene Anschauung so detailgetreu beschrieben haben könnte. Vermutlich hing da der wilhelminische Geheimdienst drin. Ich sage nur: Bagdad-Bahn! Wir müssen also hinter den Pseudonymen »Günter Grass«, »Friedrich Schiller«, »Karl May« nach den wahren Autoren Ausschau halten.

Ungefähr von dieser Qualität sind die Argumente der Vertreter jenes kleinen Industriezweigs, der sich der angeblich ungeklärten Frage widmet, wer William Shakespeares Dramen geschrieben hat. Der Sohn eines Handschuhmachers aus der Provinz, der als Schauspieler und Theaterbesitzer ein Vermögen machte, sich ein Adelswappen und ein angeberisch großes Haus in seiner Heimatstadt zulegte, ungern Steuern zahlte und überhaupt etwas an Sam Goldwyn und die anderen Pioniere Hollywoods erinnerte, könne unmöglich jene sublimen Dramen und Gedichte geschrieben haben, in denen Könige, Prinzen, Fürsten und dergleichen auf hohem Niveau Weltschmerz erleiden und Weltlust zelebrieren, und zwar vornehmlich in exotischen Locations wie Venedig, Verona oder Wien, in Frankreich, Böhmen, Illyrien, Ägypten oder Troja. […]“

1 Insel-Verlag, Berlin 2009.

2 Alan Posener: Der mit der Honigzunge. Auch nach Kurt Kreilers Versuch, Edward de Vere als wahren Autor von Hamlet und Cie. ins Spiel zu bringen, bleibt nur eine Wahrheit: Niemand war Shakespeare außer Shakespeare. In: Die Literarische Welt. 30.1.2010.

Albrecht Götz von Olenhusen

Nationalsozialistische Literaturpolitik und das Buch- und Verlagswesen der Kriegswirtschaft im Zweiten Weltkrieg[1]

– mit Hinweisen auf die ›Frontbuchhandelsausgaben‹ von Werken Karl Mays –

Die Versorgung der Wehrmacht mit Lesestoffen gehörte zu den Aufgaben des NS-Propagandaministeriums und der Reichspropagandaleitung der NSDAP. 1941/42 befragte deshalb der ›Reichsring für nationalsozialistische Volksaufklärung und Propaganda‹ die Landser. Der Schwerpunkt ihrer Literaturwünsche lag – nicht überraschend – bei Kriminalromanen, Romanen von Karl May, anderen Abenteuer- und Liebesromanen. Der zuständige Walter Thießler (1902–?), seit Mitte der zwanziger Jahre NS-Aktivist und dann früh nach der Machtergreifung in München in der Reichspropagandaleitung der NSDAP, hatte aus der Umfrage die Konsequenz gezogen, dass die Sendungen an die Frontkämpfer zu 95 Prozent aus Unterhaltungsliteratur bestehen und die verbleibenden 5 Prozent „nicht schwere Kost", sondern „leicht fassliche" weltanschauliche Literatur umfassen sollten. Thießler, 1940 in den Stab Bormanns (Stellvertreter des Führers) gewechselt, ein NS-Scharfmacher, aber auch als sehr wendig geltender Verbindungsmann zu Goebbels, hatte schon 1940 angeregt, „das Leben von Parteigenossen, die sich z. B. im Krieg, aber auch im Alltagsleben auszeichnen", literarisch durch spannende oder romanhafte Schilderungen hervorzuheben.

Die im September 1939 gegründete Zentrale der Frontbuchhandlungen (ZdF) entwickelte sich in Zusammenhang mit dem Kriegsausbruch schnell zu einer Konkurrenz des Sortimentsbuchhandels. Finanzierung und Leitung erfolgten durch die nationalsozialistische ›Deutsche Arbeitsfront‹ (DAF). Der Leiter von deren Verlagen trat an die Spitze der neuen Unternehmung. Zusammen mit OKW, Propagandaministerium, Reichsschrifttumskammer und Börsenverein, aber mehr und mehr als eigenständiges Unternehmen, konnte sich nach der öffentlich wirksamen Aktion ›Buch-Feldpostsendungen‹ ein selbständiges

1 Zugleich Hinweise auf Jan-Pieter Barbian: Literaturpolitik im NS-Staat. Von der »Gleichschaltung« bis zum Ruin. Frankfurt a. M.: S. Fischer 2010. 552 S.

Vertriebsnetz der ZdF entwickeln, das zunächst die Titel der spezifischen NS-Verlage begünstigte, dann aber bald zu einer stärkeren Berücksichtigung der Lese- und Marktbedürfnisse der Frontsoldaten überging. Die Empfehlungsliste der ZdF von 1941 konnte daher verstärkt auf leichtere Unterhaltung setzen. Die Grenzen der sich hier abseits des herkömmlichen Buchmarkts entwickelnden eigenen Struktur, die bis in die besetzten Länder reichte, lagen bei den enger werden Buch- und Papierkontingenten. Doch OKW und DAF stellten mit den ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln für Auftrags- und Vertriebsstrukturen den Bedarf für die Truppenbetreuung auch insoweit sicher. Das lief zwar nicht auf ein absolutes, aber doch sehr wirksames monopolartiges System der ZdF hinaus. Letztlich mussten sogar von jeder Auflage aller Verlage 30 Prozent ans OKW, 50 Prozent an die Zentrale abgegeben werden. Die Umgehung des etablierten und nunmehr immer stärker darbenden Sortimentsbuchhandels war damit im Zuge des Zweiten Weltkrieges alsbald weitgehend komplett.

Die Lizenz- und Feldpostausgaben für die Wehrmacht wurden ein profitables Geschäft, an dem viele Verlagshäuser besonders gut partizipierten. Wer sich für diese Momente der Buchgeschichte in der Mediendiktatur interessiert, kann dies in allen Details der brillanten, sehr lesenswerten neuen Arbeit von Jan-Pieter Barbian entnehmen.[2] Sie liefert auch besonders prägnante Beispiele für die auch sonst zu beobachtende ›Polykratie‹ innerhalb der zum Teil streng reglementierten, zum Teil an den jeweiligen, sich verschiebenden Machtverhältnissen orientierten ›Strukturen‹. Dass hier auch neben dem Machtzuwachs die Umsatz- und Vermögensgewinne durch korruptive Zusammenhänge eine erhebliche Rolle spielten, ist durch andere Untersuchungen belegt.[3]

Dass manche Autoren, zunächst als für Landser geeignet angesehene Literatur, andererseits auch dem nicht immer konsequent durchgehaltenen, weltanschaulichen Verdikt unterworfen wurden, zeigt die Tatsache, dass selbst die Werke Karl Mays 1941 aus den Städtischen Büchereien Wiens ausgeschieden wurden. Verantwortlich dafür zeichnete Hans Ruppe. Vorher stellvertretender Direktor der Bücherhallen Leipzigs, war er nach dem ›Anschluss‹ Österreichs zum Leiter der Staatlichen Volksbüchereistelle und der Städtischen Büchereien Wiens befördert worden. Seiner ›Säuberung‹, die auf eine Halbierung der Bestände hinauslief, fiel eben auch May zum Opfer. Stattdessen wurden die Genres volkstümlicher Heimatliteratur, historischer und Kriegsromane und sog. Grenzlandwerke präferiert.

Die Verschiebungen auf dem Buchmarkt führten, wie Barbian

2 Vgl. Anm. 1.

3 Vgl. dazu Hans-Eugen Simons/Olaf Simons: Die blendenden Geschäfte des Mathias Lackas. Korruptionsermittlungen in der Verlagswelt des Dritten Reiches. Köln 2004; Edelgard Bühler/Hans-Eugen Bühler: Der Frontbuchhandel 1939-1945. Frankfurt a. M. 2002.

schlüssig zeigt, zu einer neuen Struktur, innerhalb derer zwischen 1939 und 1943 75 Millionen an Buch- und Feldpostausgaben produzierten wurden. Der Umsatz der ZdF verdoppelte sich auf 35 Mio RM. Die Aufträge des OKW, von Luftwaffe und Marine, der Organisation Todt und der Waffen-SS waren für das Florieren von etwa 100 ausgewählten Verlagsunternehmen, die als kriegswichtig für die „wehrwirtschaftliche Betreuung" zuständig wurden, überlebensnotwendig. Die Tendenz des Propagandaministeriums lief, wie Eintragungen in Goebbels Tagebüchern zeigen, angesichts der Kriegsentwicklung, wie in der Filmwirtschaft, auf notwendige Möglichkeiten zur Entspannung hinaus: „durch Literatur leichterer Art, durch leichte Rundfunkmusik und ähnliches […]"[4]; „Das Volk flüchtet vor der Härte und Belastung des Alltags in geistige Räume, die mit dem Kriege gar nichts zu tun haben."[5]. Aber in der Realität blieben hier aus den verschiedensten Gründen, vor allem auch durch die Papierknappheit, an der sog. Heimatfront die Bücherregale zunehmend leer. Letztlich scheiterte die NS-Literaturpolitik, und diese Niederlage wurde wie vieles andere nur mehr ein Indiz für die Unterwerfung unter die Bedingungen einer veränderten Kriegswirtschaft und für die allmählichen Auflösungserscheinungen der staatlichen Diktatur. Eigentümliche Doppelstrukturen im Nationalsozialismus charakterisieren – wie das schon Franz Neumann in seiner grundlegenden Analyse in der amerikanischen Emigration für zahlreiche Bereiche der Diktatur konstatierte – auch die Buchhandels- und Verlagswirtschaft.[6]

Was in der „kriegsbedingten Schattenwirtschaft" (Barbian, S. 431) aufblühte, war zumeist von Aufträgen der verschiedenen Wehrmachtsinstitutionen, von der ZdF, von der Organisation Todt und vom Rüstungsministerium abhängig. Verlage wie Bertelsmann mit 19 Millionen Exemplaren, der auch von vornherein besonders geförderte Parteiverlag, der Eher-Verlag (14 Mio), Kohlhammer, Bibliographisches Institut, der Verlag Deutscher Volksbücher (Georg von Holtzbrinck, Wilhelm Schlösser) sicherten sich Löwenanteile. Die ›Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens‹ von Georg von Holtzbrinck orientierte sich neben der Unterhaltung auch an der NS-Weltsicht, mit Autoren wie Hans Grimm, Beumelburg, Hamsun, Hedin, Johst und zeitgenössischen Konjunkturausgaben wie ›Befreites Sudetenland‹, ›Der Feldzug in Polen 1939‹ und ›Unsere Ostmark‹ (1938). Aber auch kleinere Verlage wie Insel, Reclam, Eugen Diederichs und Langen-Müller waren mit geringeren Mengen dabei. An den Feldpostausgaben waren 71 Verlage beteiligt (insgesamt 35 Mio Exemplare von 1940 bis 1944). Hier finden sich auch Verlage wie Böhlau, Droste, Brockhaus, Gräfe und Unzer, Neff, Rütten & Loening,

4 Goebbels-Tagebücher, Eintragung vom 27.10.1941.

5 Ebd., Eintrag vom 25.11.1942.

6 Vgl. dazu Franz Neumann: Behemoth. Struktur und Praxis des Nationalsozialismus 1933–1944. Hg. und mit einem Nachwort von Gert Schäfer. Frankfurt a. M. 1984 (erstmals in der Emigration in englischer Sprache 1942 erschienen).

Goverts, Heyne und Piper. Aber auch der Paul-List-Verlag, der 1933 die Reste des Verlags Fehsenfeld, Freiburg, von Fehsenfelds Witwe nach des Verlegers Tod im Jahre 1933 erworben hatte, hatte seinen kleinen Platz in dieser Liste der Auserwählten.

Der Karl May-Verlag stellte, was bei Barbian nicht ausgeführt wird, nur vier Titel aus den ›Gesammelten Werken‹ Mays speziell für die Frontbuchhandlungen her. Seine Anteile an diesen Lizenzgeschäften, die über andere Verlage zu erfolgen hatten, waren relativ gering. Auf Wunsch der Wehrmachtpropagandagruppe beim Wehrmachtsbefehlshaber Norwegen wurden drei Winnetou-Bände in Norwegen produziert. Als weitere Ausgaben waren im Herbst 1944 *Durch die Wüste*, *Der Schatz im Silbersee* und *Das Vermächtnis des Inka* in einer Auflage von je 5000 vorgesehen. Doch diese Titel erschienen nicht mehr. In der ›Soldatenbücherei‹ des Leipziger Bibliographischen Instituts wurde Ende 1942 eine einmalige Lizenzausgabe von 80 000 von *Der Schatz im Silbersee* gedruckt, die als unentgeltliche Sendung für die Soldaten an der Ostfront bestimmt war. In ähnlicher Weise kam 1944 zwischen dem KMV und dem Zentralverlag der NSDAP Franz Eher, Berlin, eine Lizenzausgabe für die Deutsche Hausbücherei Hamburg von je 75 000 zustande (Bände 36, 39, 41).[7] Die 1943 zwischen dem KMV und Bertelsmann vereinbarten vier Lizenzausgaben (Feldpostausgaben) erschienen mit wenigen Ausnahmen nicht, weil sie durch Kriegseinwirkungen schon während der Herstellung vernichtet wurden. Was mit der Auflage der Feldpostausgabe von *Der Krumir* 1944 geschah, die in Brünn gedruckt worden war, ist bisher nicht zu klären gewesen. Die Lizenzabsprachen zeigen, dass der KMV an die Bedingungen zum Abschluss über bestimmte, amtlich genehmigte Lizenz-Verlagsausgaben anderer Verlage gebunden war und die zum Teil im Ausland produzierten Ausgaben dann wohl nur zum Teil die Empfänger an der Front erreichten.

Karl May blieb freilich im NS-Staat der beliebteste Jugendautor, jedenfalls nach Feststellungen von 1942, als zu Karl Mays 100. Geburtstag eine entsprechende Publikation erfolgte.[8] Folgt man

7 Vgl. zu den Ausgaben der ›Soldatenbücherei‹, zu den Ausgaben in ›Deutsche Hausbücherei‹ und den ›Feldpostausgaben‹ die ausführlichen Angaben und exzellenten Reproduktionen bei Wolfgang Hermesmeier/Stefan Schmatz: Karl-May-Bibliografie 1913–1945. Bamberg, Radebeul: Karl-May-Verlag 2000, S.42f., sowie LA 14, LA 14.1, LA 16–LA 18.1, LA 19–LA 22.1, LA 23–LA 26.1. Zu *Der Schatz im Silbersee* siehe auch dort GW36.23, GW 36.24 und GW 36.25. Deckelbilder LA 16–18 von Carl Lindeberg. Bei Barbian wird im Übrigen der KMV nur an einer Stelle am Rande erwähnt. Die Angaben von Hermesmeier und Schmatz zu den Ausgaben und Auflagen lassen aufgrund der allgemeinen und detaillierten, historischen Darstellung von Barbian eine sehr gute Einordnung in das damalige Gesamtsystem und die Entwicklung zu. Vgl. ferner dazu Jürgen Wehnert: Der Karl-May-Verlag. In: Gert Ueding (Hg.): Karl-May-Handbuch. Würzburg 2001, S. 554–556.

8 Franz Heinrich Pohl: Der Lieblingsschriftsteller unserer Jungen. Zu Karl May's 100. Geburtstag am 25. Februar 1942. In: Der deutsche Schriftsteller 7/1942, S.16–17.

den Angaben der Bestsellerforschung, so fanden sich unter den populären Autoren zwischen 1933 und 1945 neben den traditionell schon zuvor gut verkauften Autoren wie Felix Dahn, Ganghofer und Warwick Deeping auch einige, die mehr oder weniger zum NS-Kanon oder zu den geduldeten oder als nationalkonservative Schriftsteller zu den noch oder wieder akzeptablen zählten, wie Ina Seidel, Blunck, Dwinger, Hans Grimm und Schenzinger. Es ist jedoch kein Zufall, sondern ein Hinweis auf die sich verändernden Konsumgewohnheiten, dass alsbald die populären Unterhaltungs-Titel von Heinrich Spoerl zu den Bestsellern zählen sollten.[9] Dass darunter ›Die Feuerzangenbowle‹ nicht von Spoerl allein, sondern von ihm zusammen mit Hans Reimann verfasst worden war (ein Autor, der auch als veritabler May-Parodist und May-Kenner bekannt ist), lässt sich als ironische Pointe sehen. Denn Hans Reimann erschien – als Vertreter einer von den Nationalsozialisten verpönten und nicht gerade rechten ›Asphalt-Literatur‹ vor 1933 – trotz seiner erheblichen Anpassungsbemühungen den neuen Machthabern als recht suspekt und keineswegs genehm. Reimanns politisch riskanter, man kann wohl sagen eher naiver Plan, nach ›Im Westen nichts Neues‹ Anfang der dreißiger Jahre auch noch Hitlers ›Mein Kampf‹ in von den Nationalsozialisten schwerlich akzeptierter Manier scharf zu parodieren und im Steegemann-Verlag zu veröffentlichen, war offenbar nicht unbemerkt geblieben, und so wurde sein Anteil an dem gut verkauften Werk Spoerls als ein wohlgehütetes Geheimnis behandelt. Die etwas unkonventionelle Kooperation und Vereinbarung sollte nach dem Zweiten Weltkrieg zu erheblichen urheberrechtlichen und finanziellen Differenzen zwischen Spoerl und Reimann führen.

Wie sich Verlagswesen und Buchmarkt seit 1933 entwickelten, ist historisch wie verlags- und buchgeschichtlich ein Prozess der Wandlungen, der machtgeschichtlichen Verschiebungen und Verwerfungen, in dem sich staatliche Behörden, Gestapo und SD, parteiamtliche Dienststellen wie das Amt Rosenberg, das Propagandaministerium und die Parteikanzlei der NSDAP dann unterschiedlich und mit aufreibenden Auseinandersetzungen, auch um die wirtschaftlichen und propagandistischen Einschätzungen, Ziele und Profite, positionierten. Sie ist auch, was hier nicht näher dargestellt werden kann, eine in großen Teilen bekannte, aber auch lange verdrängte Geschichte der Vertreibung der deutschen Literatur, der Anpassung, der Kollaboration, der Unterwerfung, der geschickten oder raffinierten Ausnutzung von Konjunkturen und Gelegenheiten aber auch der weitgehenden Identifikation von Personen, Unternehmen und Institutionen mit der NS-Diktatur.

9 Vgl. dazu im einzelnen Tobias Schneider: Bestseller im Dritten Reich. In. Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 52/2004, S.77–97. Siehe auch Jan-Pieter Barbian: Die vollendete Ohnmacht? Schriftsteller, Verleger und Buchhändler im NS-Staat. Essen 2008; Siegfried Lokatis: Hanseatische Verlagsanstalt. Politisches Buchmarketing im »Dritten Reich«. In: Archiv für die Geschichte des Buchwesens 38/1992, S. 1–189.

Klaus Eggers

Zur Ehrenrettung Carl Albert Looslis

Im Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft 2010 lesen wir im Aufsatz Alfred Messerlis über ›Kritik und Rezeption Karl Mays in der Schweiz‹, S. 258, der Schweizer Schriftsteller Carl Albert Loosli (1877–1959) habe in einem Aufsatz ›Verrohung der Jugend‹ diese u. a. auf „die Lektüre der Kinder" zurückgeführt, „die sich auf bluttriefenden, von Grausamkeiten wimmelnden Feldern tummelt, welche die Phantasie des jugendlichen Lesers mitunter bis zu einem dem Wahnsinne verwandten Stadium erregt". In der Tat schreibt Loosli das, und er fährt fort: „ich meine die ungezählten Indianer- und Räubergeschichten, und dann die sogenannten Jugendschriften des Jugendverderbers Karl May".

Zu Recht findet Messerli die Tirade, die kaum genug sprachliche Mittel findet, die Verworfenheit des „Jugendverderbers" hinreichend deutlich zu machen, „erstaunlich", zumal „Loosli während seines ganzen Lebens gegen erzieherischen Unverstand und gegen Ausgrenzung und Disziplinierung von gesellschaftlichen Außenseitern kämpfte".

Loosli, uneheliches Kind eines unbekannt gebliebenen Vaters, von seiner sehr jugendlichen Mutter weggegeben, wuchs als Heimkind auf. Seine traurigen Erfahrungen machten ihn zum lebenslangen Kämpfer „gegen erzieherischen Unverstand", zumal in der Heimerziehung, und zu einem, parteipolitisch ungebundenen, linken Intellektuellen und nonkonformistischen Demokraten.

Als Einzelgänger und eher intellektueller Typ hatte er in einem Milieu, in dem sich die gesellschaftliche Ordnung mehr entsprechend physischer Qualitäten herstellt, einen schweren Stand: „Wenn sich die Feinde nicht ohne weiteres finden, dann schafft sich des Kindes schöpferischer Geist eben welche in Form von Tieren, von Pflanzen, von Spielkameraden, die an körperlicher Kraft nicht an den Helden heranreichen;" damit ist ausgesprochen, was ihn treibt, auch wenn er noch fortfährt: „mitunter auch, wenn nichts anderes zu haben ist, müssen tote Objekte herhalten."

Ob es aber die Lektüre, speziell die Mays, oder der ebenfalls beargwöhnte Geschichtsunterricht, der „die größten Mörder als die größten Helden, die abgefeimtesten Schurken als die größten Staatsmänner, die verschlagensten Gauner als die dem Vaterlande unentbehrlichsten Diplomaten, als dessen größte Wohltäter" präsentiert, ist, die die großen Rüpel über die wehrlosen Kleinen herfallen lässt? Am Beginn seines Aufsatzes

schreibt Loosli glaubhafter: „Eine der ersten Ursachen zu der betrübenden Erscheinung jugendlicher Rohheit liegt in der Vergewaltigung, in der rohen Behandlung der Kinder selbst. Ein roher Mensch wird rohe Kinder erziehen, das liegt in der Natur der Dinge […]“

Zum Abschluss mag ein anderer Aufsatz Looslis erwähnt werden. Er trägt den schönen Titel ›Friede auf Erden!‹ und beginnt mit dem Satz: „Zum Krieg wird man abgerichtet, zum Frieden müssen wir erst noch erzogen werden.“ Da kommt er May schon sehr nahe.

(Alle Zitate Looslis aus dem Buch: Bümplitz und die Welt. Werke Band 5: Demokratie zwischen den Fronten. Hg. von Fredi Lerch/Erwin Marti. Zürich 2009. Aufsatz ›Verrohung der Jugend‹ S. 59–63, ›Friede auf Erden!‹ S. 495f.)

Eckehard Koch

Mit Karl May von Amerika über China und Afrika nach Norland

Assoziationen zu Karl May 6: Afrika und islamische Welt

Im ehemaligen Westsudan, das etwa die Territorien am Senegal und das Nigerbecken umfasste, trat Anfang der 60er Jahre des 19. Jahrhunderts ein religiöser Fanatiker und Religionsstifter aus dem Senegal, ein Fulbe, auf, der ein großes Heer um sich sammelte, die alten Negerreiche am Senegal und oberen Niger furchtbar verwüstete und schließlich sogar Timbuktu eroberte. Als die von ihm eingesetzte Besatzung der Stadt von den Tuareg vertrieben wurde, zog er selbst gegen Timbuktu, aber erlitt eine schwere Niederlage, nachdem er schon gegen die Franzosen in Senegambien keine Erfolge erzielen konnte. Aber immerhin vereinigte er die Länder am oberen Senegal und Niger zu einem großen Reiche und nannte sich Emir el-Mumenin (Herrscher der Gläubigen). Sein eigentlicher Name war – –

Hadschi Omar, aber verglichen mit ihm war Karl Mays Hadschi Halef Omar eine liebenswürdige Person. Hadschi Omars Reich ging auf seinen Sohn Achmadu über und wurde 1890/91 von den Franzosen unterworfen.[1]

In meinem Artikel ›Im Lande des Mahdi. Karl Mays Roman zwischen Zeitgeschichte und Moderne‹[2] habe ich, unter Berücksichtigung der Arbeit von Unbescheid[3], Folgendes angemerkt:

„Wie steht es nun mit Vorbildern für Mays ›Positiv-Helden‹, den Reïs Effendina? Für die Expedition des Reïs Effendina zum oberen Nil gibt es jemanden, der May m. E. ganz offensichtlich von der Idee her inspiriert hat: die Antisklavenjäger-Kampagne des Engländers Samuel Baker. Daß die Einzelheiten nicht stimmen, ist kein Gegenbeweis; sie brauchen auch nicht zu stimmen; die Realität dieser Expedition, ihr Grundtypus als solcher und ihre Umstände gaben May genug Material und Ideen für die eigene phantasievolle Ausgestaltung […]“ (S. 277)

Zu Beginn seines Romans treten zwei Dinka-Kinder auf, Bruder und Schwester, über die May u. a. schreibt: *Welche Liebe und Anhänglichkeit! Er unterstützte sie, um sie nicht leiden sehen zu müssen* […] *Hätte ein weißer Knabe im Alter dieses Negerjungen besser fühlen, denken und Handeln können?*[4] Pat Shipmans schon einmal zitierte Biographie der Frau des Forschers Samuel White Baker (1821–1893), nämlich Lady Florence Baker (1841 [oder 1844]–1916)[5], einer gebürtigen Siebenbürgendeutschen, die der Forscher 1858 in der türkischen Festung Widdin an der Donau auf einem Sklavenmarkt entdeckte und entführte, enthält Einzelheiten der Expeditionen, die May durchaus beeinflusst haben könnten. Samuel Baker wurde auf seinen Expeditionen – er entdeckte 1864 den Albertsee als Nilquelle – stets von seiner Frau begleitet. Auf der ersten Reise 1861 geschah es, dass ein etwa zwölfjähriger schwarzer Junge in Khartoum bat, als Dienstbote mitgenommen zu werden. Er hieß Saat und hatte eine schreckliche Kindheit erlebt – Araber hatten ihn im Alter von sechs Jahren in seiner Heimat Kordofan im Sudan geraubt und versklavt, er war aber geflohen und hatte in einer österreichischen Missionsstation Zuflucht gesucht, von der er von einer Station zur nächsten weitergereicht und zum Schluss noch hinausgeworfen worden war. Saat wurde Florence Bakers persönlicher Diener, er verehrte sie als seine Retterin sehr (S. 146ff.). Später wird auch ein Dinkamädchen

1 Heinrich Schurtz: Afrika (überarbeitet von Viktor Hantzsch und Alfred Schachtzabel). In: Weltgeschichte. Begründet von Hans F. Helmolt, hg. von Armin Tille. 3. Band. Leipzig, Wien 1914, S. 132.

2 In: JbKMG 1995, S. 262–329.

3 Rudolf K. Unbescheid: Das Land des Mahdi, Sklavenkarawanen und Karl May. II. Teil. Loseblattsammlung. Taunusstein 1984, S. 103ff.

4 Karl May: *Im Lande des Mahdi I* (GR XVI), S. 45f.

5 Pat Shipman: Mit dem Herzen einer Löwin. Lady Florence Baker und ihre Suche nach den Quellen des Nils. München 2006.

Samuel White Baker

erwähnt, das ein Sklavenhändler wieder in das Dorf zurückbringt, aus dem es entführt worden war. In diesem Dorf verteilte die Expedition Lebensmittel, aber „das war bei weitem nicht genug, um wirklich etwas auszurichten. Noch lange nachdem sie sich wieder auf den Weg gemacht hatten, verfolgten Florence die Bilder der verhungernden Kinder, die ihnen mit flehendem Blick ihre leeren Eßschalen entgegengestreckt hatten“ (S. 153). Später auf der Expedition trafen sie noch einmal auf einen niedlichen kleinen Jungen, den sie aber nicht mitnehmen konnten (S. 251). Saat starb viele Jahre später auf der Rückreise von einer der Expeditionen in Gondokoro an der Pest.

„Saat hatte ihnen seitdem soviel Freude bereitet und trotz Meutereien, Krieg, Hunger und Krankheit mit unendlicher Treue zu ihnen gehalten. Ohne ihn hätten sie es nicht geschafft. Florence saß an seinem Grab und weinte, um ihn und um alle verlorenen, verlassenen und misshandelten Kinder Afrikas.“ (S. 258)

„Ihr, die sie Kinder so liebte, fiel es schwer zu akzeptieren, daß sie niemals eigene haben würde, aber vielleicht konnte sie anderen Kindern helfen und dafür sorgen, daß sie in Freiheit und ohne Furcht vor den Sklavenhändlern leben konnten.“ (S. 292)

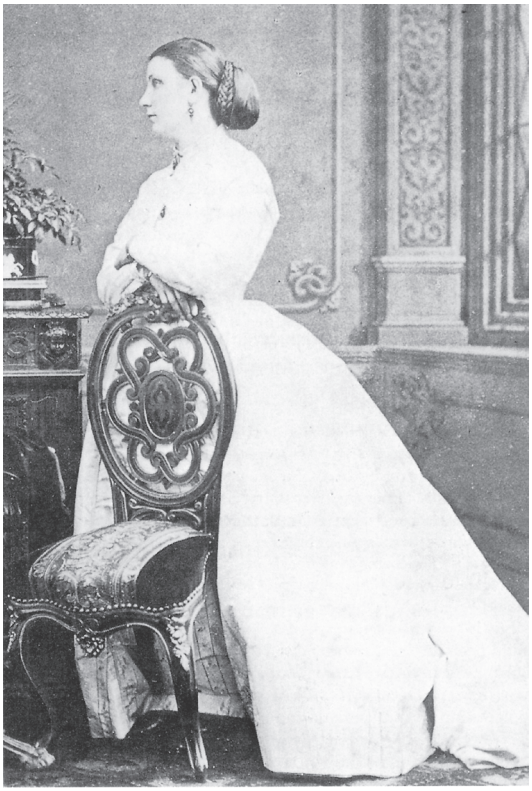
„Amarn, eines der ehemaligen Sklavenkinder – ein intelligenter abessinischer Junge von mittlerweile ungefähr vierzehn Jahren –, hatte die Bakers immer wieder gebeten, mit nach England kommen zu dürfen, seitdem Florence sich seiner in Ismaïlia angenommen hatte. Da seine Eltern vermutlich ohnehin nicht mehr lebten und Florence wußte, daß sie keine eigenen Kinder bekommen konnte, handelten die beiden diesmal entgegen ihrem bisherigen Grundsatz und willigten ein.“ (S. 325)

Hat sich May durch diese Geschichten, vor allem durch die um Saat, für seine Darstellung der Dinka-Kinder beeinflussen lassen? Die Grundstimmung – das Kümmern um armselige Kinder – gehörte auf jeden Fall zu seinen Sujets. Und immerhin passierten auf der Expedition ja auch wüste Angriffe von Nilpferden auf das Schiff der Forscher – Nilpferde spielen auch in Mays Roman eine nicht untergeordnete Rolle.

Schon 1843/44 kam eine deutsche Gräfin an den Nil, die als

Schriftstellerin in Deutschland, vor allem beim weiblichen Geschlecht, sehr beliebt und gern gelesen war. Es handelte sich um Ida von Hahn-Hahn (1805–1890) aus Mecklenburg. Zwar waren ihre Fahrten lange nicht so gefahrvoll wie die Florence Bakers, aber für eine Frau in dieser Zeit war es doch eine achtbare Leistung, zumal sie ohne großes Gepäck reiste und alle Fährnisse und Schwierigkeiten ohne zu klagen meisterte. Sie hatte damals eine geschiedene Ehe hinter sich (1829), aber auch eine Rente ausgesetzt bekommen, die sie mit den Erlösen aus ihrer Schriftstellerei aufstockte, so dass sie ab 1835 aufbrechen konnte zu großen Reisen, zu Bildung und zur Selbstfindung. Sie schaute sich zunächst die Schweiz an, Italien, Österreich, Spanien, Frankreich und Skandinavien. Die zehn Jahre ihres Lebens von 1838 bis 1848 waren fast ausschließlich vom Reisen und Schreiben geprägt, und ihre Romane und Reisebeschreibungen fanden reißenden Absatz. Höhepunkt ihrer Fahrten war sicher ihre Orientreise. Sie begann in Wien und führte über Konstantinopel nach Smyrna, Beirut und Damaskus. Danach ging es weiter zum Berg Karmel und nach Jerusalem, von dort nach Gaza und Kairo und auf dem Nil bis nach Assuan und weiter zum Wadi Halfa und nach Siut. Assoziationen zu Karl May kommen einem, wenn man Idas Schilderungen liest, immer wieder in den Kopf.

Von Gaza nach Kairo reiste Ida auf Kamelen mit einer Karawane, und das fiel ihr nicht leicht. In ihrem Werk ›Orientalische Briefe‹[6] schreibt sie:



Florence Maria Baker

„Es ist zwar abgemacht, daß man nicht anders sprechen darf als: die erhabene Ruhe der Wüste – oder: die majestätische Stille und Einsamkeit der Wüste geben der Seele diesen oder jenen Schwung; aber ich kann nicht einstimmen. Ritte ich zu Pferd hindurch, oder nur zu Esel, so hätte ich vielleicht einen andern Eindruck; allein auf dem Kamel fühle ich mich gerade wie auf einer Eisenbahn zu einem Warenball erniedrigt, den man fortschafft“. (S. 218f.)

Sie saß in einem primitiven Doppelsattel, sie an der einen Seite

6 Berlin 1844, 3 Bände; hier verwendet eine gekürzte und in der Orthografie modernisierte Ausgabe, hg. und mit Vorwort versehen von Gabriele Habinger, Wien 1991.

des Kamels, ihr Lebens- und Reisegefährte Baron Adolf Bystram auf der anderen Seite, und beide konnten sich nur bewegen, wenn sie gegenseitig das Gleichgewicht hielten. Hanneh hat es dagegen in *Am Jenseits*[7] bequemer, als die Kamelkarawane in Richtung Mekka aufbricht. Sie erhielt einen Tachtirwan, eine Art Sänfte, die von zwei Kamelen getragen wurde. Und Kara Ben Nemsi sowie Hadschi Halef Omar und dessen Sohn dürfen sogar zu Pferde losziehen, aber nur sie drei, die übrigen Haddedihn erhalten Reitkamele. Wenn man die begeisterten Schilderungen Mays über die Wüste, ihre Erhabenheit und ihre Wirkung auf die Seele mit der Erfahrung der Gräfin vergleicht – z. B. der Ausspruch des Kaufmanns Hulam zu Kara Ben Nemsi, der hier pars pro toto stehen mag: *Die Wüste ist der Geburtsort der Hilfsbedürftigkeit, aber Allah läßt auch gerade in ihr die Palme der Bruderliebe wachsen. In der gro*ßen Stadt fühlt sich der Fremdling verlassener als in der Sahara, wo kein Dach ihm den A*nblick von Allahs Himmel raubt*[8] –, so könnte der Gegensatz kaum größer sein. Nur mit den Kamelen hat es auch May nicht immer – zwar gibt es Prachtexemplare darunter, die aber meist namenlos bleiben, und in *Am Jenseits* lobt er einerseits die Kamelzucht der Haddedihn (S. 22), aber er äußert sich andererseits auch ausführlich zu den Einschränkungen, die Kamele hätten, bis hin zu der Fabel, dass man ihr Magenwasser trinken könne – hier werden die Schilderungen Mays so drastisch, dass einem selbst sich fast der Magen umdrehen könnte. (S. 24f.)

Anfang Dezember 1843 war Ida von Hahn-Hahn dann in Kairo und stieg im Hôtel d'Orient ab. Dasselbe tat der Erzähler im *Mahdi*[9], ließ sich allerdings das billigste Zimmer geben. „Endlich ritten wir durch ein kleines enges Tor", schreibt Ida, „und befanden uns auf dem immensen Esbekyeh-Platz, der europäisch promenadenartig mit Kanälen, schattigen Alleen und weißen Häusern umgeben ist" (S. 235), von denen eins das Hotel ist. *Das Hotel liegt an der Esbekijeh, dem schönsten freien Platze der Stadt*, schreibt May (S. 4). May schildert den Platz mit seinen Kaffeehäusern und Theatern. Sowohl der Erzähler als auch Ida brechen von dort in die Stadt auf. Während der Erzähler in sein großes Sudan-Abenteuer stolpert, schaut sich Ida Kairo und dort zunächst die Altstadt an. In diesem Zusammenhang berichtet sie über die Geschichte Kairos und erwähnt, wie May zu Beginn seines Romans, dass der Name ›die Siegreiche‹ bedeutet. Die Gräfin beschreibt die Landschaften, die Stadt und den Nil in kräftigen Farben; ihre Schilderungen sind hervorragend, mit großer Ausdruckskraft geschrieben, ein Genuss zu lesen, und es ist gut nachzuvollziehen, warum ihre Schriften so großen Absatz fanden. Sie stellt die Rolle der etwa 20 000 Esel dar, die es in der Stadt geben soll (S. 239 und 244), und auch May stellt diese Rolle positiv heraus (S. 38f.).

7 Karl May: *Am Jenseits* (GR XXV), S. 21f.

8 Karl May: *Von Bagdad nach Stambul* (GR III), S. 554.

9 Karl May: *Im Lande des Mahdi I* (GR XVI), S. 4.

Beide schildern das hektische Treiben auf den Straßen, und beide erwähnen die Art der Häuser:

Wir kamen in die Gasse, in welcher er wohnte. Es war eine Sackgasse, wie es deren viele in Kairo giebt. Die Häuser derselben sahen gar nicht sehr einladend aus, was aber keineswegs auf das Innere schließen ließ. Es giebt Gebäude, welche auf der Straßenseite fast Ruinen gleichen und im Innern wahre Paläste sind. […] *Viele Häuser waren ganz fensterlos. Wo es aber Fenster gab, da waren sie ganz unregelmäßig und scheinbar gedankenlos angebracht und dazu mit dicken Holzgittern versehen.* (S. 18f.)

Ida von Hahn-Hahn weist darauf hin, dass in Kairo ein schreckliches Gedränge herrsche.

„Geht's nicht anders, so reitet man mit seinem Esel in die erste beste Haustür hinein, die hier wie in Damaskus zuerst in einem schmalen finsteren Gang und dann erst durch einen zweiten in den inneren Hofraum führt. Neben der Tür sind keine Fenster; das erste Stockwerk springt etwas vor, die übrigen nicht, denn manche Häuser haben zwei, auch drei Etagen, sind aber selten breiter als zwei Fenster. Diese sind mächtig groß, dicht, zum Teil äußerst zierlich vergittert mit gedrechselten und verschränkten Holzstäben, die aber nicht auf dem Fenster aufliegen, sondern aus demselben herausgebaut sind". (S. 244f.)

Nach vielen Ausflügen, auch in die Umgebung, z. B. zu den Pyramiden – in diesem Zusammenhang erzählt Ida von lustigen Versuchen der Einheimischen, an einen Bakschisch zu kommen (S. 255) – May hätte es kaum köstlicher tun können – besteigt sie ein Nilschiff, um quer durch Ägypten bis nach Nubien zu fahren. Auch diese Reise schildert sie in prächtigen Worten. Sie hatte sich eine relativ große Barke (Dahabieh) ausgesucht, „denn all diese Barken sind ohne Kiel gebaut, und haben zwei lateinische [d. h. dreieckige] Segel von denen das große fünfzig Fuß hoch sein mag und aus einem einzigen Stück, also schwer zu regieren ist; kommt

Ida von Hahn-Hahn

ein plötzlicher in dieser Jahreszeit nicht seltener Windstoß, so kippt die ganze Maschine um". (S. 265) Wegen der Breite der Barke war das bei der ausgewählten nicht zu erwarten, und insgesamt war sie nicht unbequem:

„Die Kabine erinnert auch, aber im verbesserten Stil, an das Zelt; sie zerfällt in drei Gemächer, ein jedes mit Sofa zu beiden Seiten und einem Tisch in der Mitte. Die Sofakästen sind niedrige Schränke, in denen man Koffer, Körbe, Vorräte etc. verwahren kann. Wer sich zu beschränken und einzurichten versteht, wie ich das schon einigermaßen gelernt habe, befindet sich ganz erträglich". (S. 266)

Da ging es dem Erzähler bei May – auch er gibt dem Schiff die Bezeichnung Dahabijeh – nicht so gut:

Sie [die Kabine] *lag im Hinterteile des Schiffes unter einem Bretterverschlage und wurde anstatt einer Thüre durch eine herabhängende Strohmatte von dem offenen Deck getrennt. Ich sah eine Matratze daliegen; Decken hatte Nassyr mir mitgegeben, also konnte ich es mir mit meinen kleinen, schwarzen Begleitern bequem machen. Raum dazu war genug, wenn auch nicht überflüssig vorhanden.* (S. 107f.)

Dampfschiffe gab es damals auf dem Nil bereits, aber sie waren – wie Ida erzählt – der Regierung vorbehalten (S. 264). Der Erzähler im *Mahdi* hätte mit dem Zug von Kairo nach Siut fahren können, aber: *Ich ziehe das Deck eines Schiffes dem engen Bahncoupée vor* (S. 173). Im Anschluss schildert May die Schönheit des Niles, aber auch einiges über die Menschen und die gesellschaftlichen Verhältnisse, speziell der steuerlichen Ausbeutung, was in dem Satz gipfelt: *Darum macht die menschliche Staffage der Nillandschaft den Eindruck einer Dürftigkeit, welche zwar nicht zu den sozialen Verhältnissen des Landes, aber desto mehr zu seiner Fruchtbarkeit in grassem Widerspruche steht* (S. 175). Ida von Hahn-Hahn, von großer Neugierde und Aufmerksamkeit erfüllt, was sich auch in ihren Briefen niederschlägt, wurde immer wieder mit diesen Verhältnissen konfrontiert, und ihre Erfahrungen und Erlebnisse hingen ihr lange nach: Die Menschenmassen, der Lärm, der Schmutz und die Armut schockierten sie, und als weiße Frau stand sie natürlich immer wieder im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit der einheimischen Bevölkerung. Scharen lärmender und bettelnder Männer und Kinder umringten sie häufig, aber auch die Frauen betasteten sie voller Neugier und bedrängten sie.

Bevor Ida Siut erreichte, machte sie einen Abstecher nach Wadi Halfa und von dort aus eine halsbrecherische (Kletter-)Tour zu den Klippen mit der besten Aussicht über den großen Nil-Katarakt, den sie in den höchsten Tönen schilderte. Aus den Namenseinritzungen auf der Klippe zu schließen, war sie die erste Deutsche, die hier stand.

Dann ging es weiter nach Siut, dem Endpunkt der Reise.

Lange, bevor wir den Hafen erreichten, sahen wir die Stadt vor uns liegen. Sie heißt koptisch Saûd und ist das Lykonpolis (Wolfsstadt) der Alten. Sie steht wenig entfernt vom Ufer in einer sehr fruchtbaren und ungemein reizenden Gegend. Bei einer Einwohnerzahl von über dreißigtausend Köpfen ist sie der Sitz eines Paschas und eines koptischen Bischofes; in neuerer Zeit gibt es einen deutschen Konsularagenten hier. Ihr Handel erstreckt sich bis in das Innere von Afrika, denn sie ist die Hauptstation der nubischen und ost-sudanesischen Karawanen. (S. 175f.)

„Siut, die Hauptstadt Oberägyptens“, so notierte Ida, „liegt wunderhübsch eine halbe Stunde vom Nil, zwischen herrlichen Feldern, von Kränzen von Sykomoren und Akazien umgeben, hübsche gutgebaute Dörfer rings umher, das libysche Gebirg im Hintergrund, von welchem sich seine schlanken,

reich umkränzten Minarette graziös abschattierten.“ (S. 292) Anschließend weist sie darauf hin, dass hier in Siut eine „Hauptfabrik“ von Eunuchen besteht, die der Muslim als Haremswächter braucht. „Leider sind es Christen, welche ihm diesen Dienst leisten“, und zwar offenbar Kopten aufgrund der Gewinngier ihrer Priester.

Von Siut ging es wieder zurück nach Kairo. Wenn man die Sehenswürdigkeiten schon einmal gesehen hat, die von Hahn-Hahn beschreibt, z. B. die Tempel der Insel Philä bei Assuan, die Tempel von Abusimbel, Luxor, Karnak, Edfú (ihr Lieblingstempel) u. a. oder die Kolosse von Memnon, so wird die Lektüre doppelt interessant. Und wer schon eine Nilkreuzfahrt gemacht hat, wird ähnliche Erlebnisse wie das folgende gehabt haben:

„Gegen Sonnenuntergang besuchten wir ihn [den Tempel von Kom-Ombos], und die purpurfarbenen Strahlen beleuchteten ihn majestätisch wie Kandelaber einen Katafalk. Später kam der Mond, ließ die schönen Formen noch heller hervortreten, den Ruin noch dunkler zurücksinken, färbte die weite Wüste so weiß wie ein Leichentuch; - dazu das unendliche Schweigen rings umher, und der still dahinfließende ruhige breite Nil zu unseren Füßen: das machte eins der grandiosesten Gemälde, welche diese Reise mir aufgerollt hat“. (S. 306)

Solch eine Stimmungsbild hätte auch Karl May entwerfen können. Doch teils eine Seelenverwandtschaft?

Ida von Hahn-Hahn hat sich viel über die gesellschaftlichen Verhältnisse in den von ihr bereisten Gebieten geäußert. Ein besonderes Anliegen war ihr das Schicksal der Frauen. In Konstantinopel durfte sie einen Harem besuchen, eine seltene Auszeichnung. Sie beschrieb die Frauen darin als nicht besonders hübsch, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, als vielfach dick und rund und wenig gebildet, also ganz anders, als Florence Baker für den Haremsdienst ausgebildet worden war.

„Du [der Brief war an ihren Bruder gerichtet] kannst Dir gar nicht vorstellen wie das schwierig ist mit Personen zu sprechen, welche die Welt nur hinter vergitterten Fenstern und hinter den Vorhängen ihrer Arraba betrachten, und die dennoch keineswegs von irdischen Interessen abgezogen, sondern ganz und gar drin lebend und webend sind; – denn mehr noch als der Leib, wohnt hier der Geist im Käfig. Die Existenz wird zum Erschrecken materiell“. (S. 86)

Aber es gab auch ein gutes Diner, und so amüsant, wie es Ida schildert, hätte es auch manchen „genussvollen“ Essen Kara Ben Nemsis als Vorbild dienen können:

„Sie aß Suppe, Crême und dergleichen mit einem Löffel von schwarzem Horn, und alles mit den Fingern. Ein wahrhaft merkwürdiger Anblick! Diamanten im Haar und alle zehn Finger mit orangefarbenen Nägeln und triefend von Fett und Sauce!“ (S. 85)

Ida von Hahn-Hahn schildert auch die Unterdrückung und Ausbeutung der Frauen im Orient zu ihrer Zeit – und das nicht nur in den unteren sozialen Schichten –, die

Übermacht der Männer, die leichte Möglichkeit der Ehescheidung durch den Mann, und ihre aufrüttelnden und trostlosen Schilderungen werden durch den Satz gekrönt: „Im Orient ist die Frau nie eine Person, stets eine Sache“ (S. 325), und dann ist sie nicht weit von dem Urteil entfernt, das auch May mehrfach, wenn auch aufgrund einer unkorrekten Quelle, abgibt, dass nämlich nach Einschätzung im Islam Frauen keine Seele hätten.

Auch zum Verhältnis von Orientalen und Europäern hat sie sich geäußert:

„Das Sein und Leben der Orientalen hat unter den Europäern die im Orient leben müssen Anhänger und Lobredner, wie jedes Ding, und es ist wahrhaft ergötzlich, von den einen zu hören: der Verkehr in den Geschäften sei sehr leicht und zuverlässig mit den Mohammedanern, weil sie niemals lögen, sehr ehrlich wären und ihr Wort hielten;– während andere sagen: die Mohammedaner trauten den Christen nie eine redliche Absicht zu und sännen von Hause aus darauf ihn zu überlisten,[10] das mache die Geschäfte mit ihnen sehr unbequem und unsicher. Ebenso hört man außerordentlich ihre Toleranz loben, weil Mehemmed Ali [der osmanische Statthalter von Ägypten], schon durch seine europäischen Verbindungen gezwungen, sie üben *muß*; während man mir andererseits versichert hat, der Haß und die Intoleranz des gemeinen Mannes sei grimmig gegen den Ungläubigen, besonders in den letzten Jahren, gewachsen. Dazu kann ich nur die Bemerkung machen, daß alsdann dieser Haß wirklich sehr geheim gehalten wird; denn sogar tief in Nubien, wo strenge Polizei nicht wie in Kairo gehandhabt werden kann, da der Herr fern ist, sind wir nie einer anderen Gesinnung begegnet, als der Habsucht, und nicht einmal die kleinen konstantinopolischen Beleidigungen, Werfen mit Steinen, etc. wurden uns angetan“. (S. 323)

Ida von Hahn-Hahn kehrte von Kairo über Alexandria und Athen nach Hause zurück. Bis 1848 gehörte sie weiterhin zu den erfolgreichsten Schriftstellerinnen ihrer Zeit, des Vormärz. Sie schrieb Frauenromane, die von ihren Zeitgenossinnen geradezu verschlungen wurden. Darin setzte sie sich vehement für die Frauenrechte ein. 1848 starb ihr langjähriger Gefährte Baron Bystram; zwei Jahre später konvertierte sie zum Katholizismus und wurde Novizin im Kloster des Ordens ›Zum guten Hirten‹, ohne dem Orden selbst beizutreten. Weiter schrieb sie Romane, aber nun zum Ruhm der Katholischen Kirche. Im ›Metzler Autoren Lexikon‹[11] heißt es über sie: „In ihren widersprüchlichen Aktivitäten gehört sie gewiß zu den interessantesten Frauen des 19. Jahrhunderts“. Dass Karl May von ihr gewusst hat, ist zu erwarten, dass er sich von ihr inspirieren ließ – darauf gibt es bislang keine Hinweise.

10 Vgl. Mays Aussage in *Im Lande des Mahdi I,* ebd., S. 2f.

11 Metzler Autoren Lexikon. Deutschsprachige Dichter und Schriftsteller vom Mittelalter bis zur Gegenwart. 2., überarbeitete und erweiterte Auflage, hg. von Bernd Lutz. Stuttgart, Weimar 1997, S. 300.

Abkürzungsverzeichnis

GR XXI	Karl May's gesammelte Reiseromane [ab Bd. XVIII: Reiseerzählungen]. Freiburg 1892ff. (Reprint, hg. von Roland Schmid. Bamberg 1982–1984) (hier: Band XXI)
HKA III.1	Karl Mays Werke. Historisch-kritische Ausgabe. Hg. von Hermann Wiedenroth und Hans Wollschläger, ab 1999 von Hermann Wiedenroth, ab 2008 von der Karl-May-Gesellschaft. Nördlingen 1987ff., Zürich 1990ff., Bargfeld 1994ff., Bamberg/Radebeul 2008ff. (hier: Abteilung III, Band 1)
JbKMG	Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft. Hamburg 1970ff., Husum 1982ff.
KMG-N	KMG-Nachrichten
KMJb	Karl-May-Jahrbuch. Breslau 1918, Radebeul 1919–1933
LuS	Karl May: *Mein Leben und Streben*. Freiburg 1910 (Reprint, hg. von Hainer Plaul. Hildesheim, New York 1975; ³1997)
M-KMG	Mitteilungen der Karl-May-Gesellschaft
Reprint KMG	Reprint, hg. von der Karl-May-Gesellschaft
Reprint KMV	Reprint, hg. vom Karl-May-Verlag
SoKMG	Sonderheft der Karl-May-Gesellschaft

Original-Zitate und -Titel von Karl May sind stets durch *Schrägschrift* gekennzeichnet.

Unsere aktuellen Publikationen

Sonderhefte

Nr. 140	Rudi Schweikert: Mekka, Damaskus, Baalbek. Schilderungen Karl Mays und ihre Quellen. 112 S.	5,00 €
Nr. 141	Joachim Biermann: Stichwortverzeichnis für die Nummern 151–160 der ›Mitteilungen der KMG‹. 48 S.	3,50 €
Nr. 142	Svenja Bach: Karl Mays Islambild und der Einfluss auf seine Leser. 112 S.	*im Druck*

Materialien zum Werk Karl Mays

Bd. 5	Jürgen Hillesheim/Ulrich Scheinhammer-Schmid (Hrsg.): Im Kampf für einen »Vielgeschmähten«. Die ›Augsburger Postzeitung‹ und Karl May – eine Dokumentation. 413 S.	10,50 €

Zentrale Bestelladresse: Ulrike Müller-Haarmann • Gothastr. 40 • 52125 Bonn •
Tel.: 0228/252492 • Fax: 0228/2599652 • vertrieb@karl-may-gesellschaft.de

Mitteilungen der Karl-May-Gesellschaft

Impressum

Herausgeber und Verlag:
Karl-May-Gesellschaft e. V., Radebeul

Geschäftsstelle:
Wasastraße 50, 01445 Radebeul
Postfach 10 01 34, 01435 Radebeul
geschaeftsfuehrer@karl-may-gesellschaft.de

Bankverbindung:
Bayerische Hypo- und Vereinsbank Amberg
Konto Nr. 1995 480, BLZ 752 200 70
Für Zahlungen aus dem Ausland:
IBAN: DE83 7522 0070 0001 9954 80
SWIFT (BIC): HYVEDEMM405

Verantwortliche Redakteure:
Dr. Gudrun Keindorf (gk)
Hainbergsweg 1, 37120 Bovenden
Telefon (05594)804702
G.Keindorf@t-online.de

Joachim Biermann (jb)
Birkenallee 44, 49808 Lingen
Telefon (0591)66082
Telefax (0591)9661440
Joachim.Biermann@t-online.de

Mitarbeiter der Redaktion:
Rainer Jeglin (rj), Hartmut Kühne (hk),
Sigrid Seltmann (sis)

Redaktionsschluss dieser Ausgabe:
1. November 2010

Druck und Versand:
Husum Druck- und Verlagsgesellschaft,
25813 Husum

ISSN 0941-7842

Wir danken allen Mitarbeitern, auch hier nicht genannten, ganz herzlich.
Wir bitten darum, Beiträge möglichst in digitalisierter Form einzusenden.

Beiträge unter Verfassernamen entsprechen nicht unbedingt der Meinung der Redaktion.

Die ›Mitteilungen der KMG‹ erscheinen in gedruckter Form, sowie im Internet (http://www.karl-may-gesellschaft.de). Hierfür übertragen die VerfasserInnen die folgenden urheberrechtlichen Nutzungsrechte nicht ausschließlich und unbeschränkt auf die KMG:
– Veröffentlichungsrecht § 12 UrhG
– Vervielfältigungsrecht § 16 UrhG
– Verbreitungsrecht § 17 UrhG
– Öffentl. Zugänglichmachung § 19a UrhG.
Abweichende Regelungen bedürfen der Schriftform.

KARL MAY
GESELLSCHAFT

KARL MAY
JAHR 2012
www.karl-may-2012.de